

# Schlesische Monatshefte

## Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 6

Juni 1931

Jahrgang VIII

### Nach sechs Jahren Zollkrieg

Wandlungen auf Schlesiens Auslandsmarkt

VON MARTIN DARGE

Im Juni 1925, nach Ablauf des im deutsch-polnischen Abkommen über Oberschlesien vereinbarten polnischen Kohleneinfuhrkontingents nach Deutschland, wurden die bis dahin notdürftig geregelten Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Polen abgebrochen. Der handelsvertragslose Zustand, der eine große Zahl gegenseitiger Ein- und Ausfuhrvergünstigungen automatisch in Fortfall kommen ließ, wurde verschärft durch eine Reihe von Einfuhrverboten hüben und drüben, durch die Festsetzung von besonders erhöhten Zollabgaben auf deutsche Produkte in Polen, auf polnische in Deutschland. Über Nacht hatte man den schönsten Wirtschaftskrieg, der auf beiden Seiten mit dem Ziel geführt wurde, den Partner zu einem für die eigene Partei möglichst günstigen Handelsvertrag zu zwingen.

Es wäre sinnlos, heute bestreiten zu wollen, daß die Partie remis geendet hat. Nach unendlich langwierigen Verhandlungen, die immer wieder vertagt, immer wieder abgebrochen wurden, ist im März des vorigen Jahres ein Handelsvertrag paraphiert worden, der, als Ganzes gesehen, einigermaßen eine Einigung auf mittlerer Linie bedeutet. Das polnische Parlament hat ihn im Winter ratifiziert, der Reichstag noch nicht. Immerhin ist anzunehmen, daß der Zollkrieg jetzt doch die längste Zeit gedauert hat. Welche Folgen er für die deutsche und speziell die schlesische Wirtschaft gehabt hat, ist — auch gerade in diesen Heften — des öfteren dargestellt worden. Daß er Polen, angewiesen in erster Linie auf die Ausfuhr von Rohstoffen, die hohe Frachten nicht tragen können, manchen Schaden zufügte, ist bekannt. Er hat, abgesehen davon, gewisse Strömungen in der polnischen Wirtschaftspolitik begünstigt, deren praktische Auswirkungen zu untersuchen, recht lehrreich und gerade im Hinblick auf die künftigen Aussichten der industriellen Ausfuhr nach Polen, an der Schlesien stets einen besonders großen Anteil gehabt hat, nicht müßig erscheint.

### Polens Industrialisierungspolitik

Es war das Bestreben aller nach dem Kriege zu eigener staatlicher Existenz gekommenen Völker, nicht nur politische Selbständigkeit, nationale Geschlossenheit (so fiktiv sie auch im Einzelfall sein mochte) auszubauen, sondern sich auch wirtschaftlich so weit wie irgend möglich unabhängig zu machen. Mit Hilfe hoher Schutzzölle versuchte man, diejenigen Zweige der Volkswirtschaft, in denen man auf Einfuhr ausländischer Produkte angewiesen war, zu fördern; gleichzeitig allerdings durch Ausfuhrprämien und andere Mittel die Ausfuhr der inländischen Überschußwaren zu forcieren. Statt möglichst rationeller internationaler Arbeitsteilung wurde die Akti-

vität der Handelsbilanz, das Überwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr, oftmals das beherrschende Prinzip des internationalen Güteraustausches. Zu welchen weltwirtschaftlichen Zuständen das geführt hat, ist bekannt.

In Polen lebt Dreiviertel der Bevölkerung auf dem Lande, über 65 Prozent aller arbeitenden Menschen sind landwirtschaftlich tätig, knapp 14 Prozent arbeiten in der Industrie. Wenn auch dementsprechend die Agrarfragen dort mit besonderem Ernst behandelt werden, so hat sich doch die Parole der Industrialisierung gerade in den letzten Jahren immer stärker durchgesetzt. In gewissem Sinne gerechtfertigt wurde der in dieser Richtung von Anfang an vorhandene Ehrgeiz durch die Tatsache, daß die fortschreitende internationale Agrarkrise die Ausfuhr von Landwirtschaftsprodukten immer weniger ein Äquivalent für den Import der notwendigen Industriewaren sein ließ. Dessen Erschwerung und Verteuerung seit dem Ausbruch des Zollkrieges mit Deutschland gab sicherlich den Befürwortern des Industrieausbaus guten Stoff. Und von Staats wegen lieh man ihnen, abgesehen von allen anderen, zum Teil eben erwähnten Gründen, schon deshalb immer williger sein Ohr, weil mit dem immer tiefer sinkenden Einkommens- und Konsumniveau der Landbevölkerung die dünne Schicht der gewerblichen Wirtschaft als Trägerin der Staatsausgaben eine immer wichtigere Position einnahm.

Für eine ganze Reihe wertvoller und wichtiger Industriearten sind in Polen durchaus günstige natürliche Voraussetzungen vorhanden. Bis auf die seit vielen Jahrzehnten (in erster Linie durch deutsche Kolonisten) heimisch gewordene Textilindustrie sind es fast durchweg Rohstoffbetriebe und deren Nebenzweige. Die Montanindustrie des Dombrowaer und Krakauer Bezirks hat bekanntlich durch die Angliederung des wertvollsten Teiles Oberschlesiens eine bedeutende Bereicherung erfahren. In Galizien liegen umfangreiche Erdölvorkommen, ist die Naphthaindustrie zu Haus. Auf agrarischer Grundlage beruhen die vor allem im Westen des Landes ausgebaute Zuckerindustrie, die Holzbearbeitung, in deren Rahmen sich neuerdings die Möbelfabrikation sehr beachtlich nicht nur für den Inlandsmarkt ausgebildet hat. Im Anschluß an die drei Montanreviere hat sich die Maschinenindustrie vor allem für Transportmittel und Landwirtschaftsgerät entwickelt. Als Verarbeitungswerke sind hier, neben den unmittelbar an die Eisenhütten angeschlossenen Betrieben, die (heut weitgehend im Staatsbesitz befindlichen) Warschauer Maschinenfabriken bekannt, die übrigens längere Zeit teilweise Gemeinschaftsarbeit mit Unternehmungen der niederschlesischen Metallindustrie pflegten. Daneben die aus deutscher Zeit stammenden Metallbetriebe in Posen, Graudenz, Bromberg, die sich für den Waggon-, Lokomotiv- und Landmaschinenbau vor einiger Zeit konzernierten.

In den letzten Jahren nun hat man diesen auf naturgegebenen Grundlagen beruhenden oder primären Bedürfnissen des Landes entsprechenden Industriezweigen neue hinzugefügt, die vordem überhaupt nicht oder nur in schwachen Anfangsstadien vorhanden waren.

## **Gründerjahre**

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei einiges davon registriert. Die Gesamtzahl der in Polens Metall- und Maschinenindustrie — mit Ausnahme der Schwerindustrie — beschäftigten

Arbeiter stieg von 51 000 im Jahre 1925 auf 83 000 im Jahre 1928, nahm dann allerdings infolge der Krise wieder stark ab. Seit Beginn des Zollkrieges wurde eine große Anzahl neuer Produktionszweige aufgenommen, z. B. Spezialkesselbau, Herstellung von Gasherden, Tempera-  
guß. Am regsamsten war man in der Kleineisenindustrie. Baubeschläge, Schlösser, Bestecke, Briefkästen, Metallgalanterie seien als Neuerscheinungen im Fabrikationsprogramm als für die deutsche Ausfuhr wichtig erwähnt. — Eine typische Zollkriegsfolge ist der Aufschwung der elektrotechnischen Industrie. 1925 bezifferte sich hier die Gesamtproduktion auf annähernd 24 Millionen Zloty (das sind rund 12 Millionen Mark). 1929 war sie auf 90 Millionen gestiegen. Unter dem Schutze der Kampfzölle gegen Deutschland wurde das Produktionsprogramm wesentlich erweitert. Es werden heute z. B. bereits 80 Prozent der elektrischen Glühbirnen, fast drei Viertel der benötigten Telephon- und Telegraphenapparate im Lande selbst hergestellt, während man früher fast vollständig auf Auslandseinfuhr angewiesen war.

In besonders auffallender Art wurde das Instrument der Zölle in den letzten Jahren bei dem Ausbau der Fahrzeugindustrie angewendet. Auf dem Gebiet des Kraftwagenbaus hat man allerdings nach einer Reihe fehlgeschlagener Versuche vorläufig resignieren müssen. Hier beherrschen französische, tschechische, amerikanische Unternehmungen das Feld, und auch die in den jetzt staatlichen Warschauer Ursuswerken in erster Linie für Militärbedarf hergestellten Laftkraftwagen stützen sich auf die Lizenzen der Schweizer Firma Saurer. Im übrigen existieren lediglich Montagewerke auswärtiger Gesellschaften. Dafür hat man es verstanden, durch abwechselnde Zollerhöhungen auf fertige Fahrräder, Ermäßigungen auf Fahrradteile und Wiedererhöhungen darauf die heimische Fahrradindustrie erheblich zu fördern. Die Einfuhr von Fahrrädern ging von 1925 zu 1928 um weit mehr als zwei Drittel zurück, während sie bei Einzelteilen ebenso steil anstieg. Jetzt sind die Zölle darauf plötzlich um 120 Prozent erhöht worden, so daß wieder die Einfuhr ganzer Stücke relativ rentabler erscheint. Allerdings haben diese protektionistischen Erziehungsversuche noch nicht ganz den gewünschten Erfolg gehabt, da man sehr wichtige Fahrradbestandteile auch heute noch nicht in Polen selbständig herstellen kann.

Die erhöhte Kapazität der Metallindustrie ist nicht zuletzt eine Wirkung der allgemein auf Neuerrichtung von Fabrikationsbetrieben aller Art gerichteten Bestrebungen, zu deren Einrichtung man in verstärktem Maß Apparaturen brauchte. Diese Entwicklung hat allerdings gleichzeitig die Einfuhr ausländischer Maschinen und Apparate erheblich ange-  
regt, an der Deutschland dank seiner Spezialqualitätsproduktion trotz aller Handelshemmnisse beträchtlich teilnehmen konnte. Polen hat 1929 fast das Dreifache an Maschinen von uns bezogen wie 1924. Am stärksten ist die deutsche Ausfuhr in elektrischen Maschinen und Einrichtungen, es folgen Textilmaschinen, dann Landmaschinen.

Neben der Maschinenindustrie ist von Schlesien aus mit besonderem Interesse die Entwicklung der Textil- und Konfektionsindustrie in Polen zu beobachten. Hier hat der Wirtschaftskrieg durch oft unüberwindliche Kampfzölle und weitgehende Einfuhrverbote gerade unserer heimischen Industrie schweren Schaden gebracht. Man hat es jenseits der Grenze unter dem Schutz der Kampfmaßnahmen verstanden, sich auf recht wesentlichen Gebieten unabhängig zu machen. Die Bielitzer Woll- und Tuchindustrie hat den Qualitätsvorsprung der nieder-

schlesischen und Lausitzer Fabriken zu großen Teilen eingeholt, so daß hier mit bleibenden Absatzverlusten zu rechnen ist. Das andere Zentrum der polnischen Wollmanufaktur, Bialystock, hat sich weiter recht geschickt auf Spezialitäten und gröbere Ware beschränkt. Konfektionsindustrie gab es bis zum Zollkrieg nur in dem ehemals russischen Anteil Polens. Seit 1925 sind in Posen, Thorn, in Krakau, Bielitz, Lemberg neue Betriebe entstanden. 1928 wurden nicht weniger als 170 000 Männer und Frauen in der Konfektion beschäftigt, gegen 50 000 in früherer Zeit. Die deutsche Einfuhr ging von 1924 bis 1929 auf knapp den sechsten Teil zurück. Besonders groß ist der Aufschwung in der polnischen Wirkwarenindustrie. Es arbeiten dort jetzt dreimal soviel Trikotagen- u. siebenmal soviel Cottonmaschinen wie 1926. Die Krise hat diesem Aufblühen allerdings im vorigen Jahr vorläufig ein Ende gemacht. Die Produktion ging um rund 40 Prozent zurück.

Die Papierfabrikation hat sich in Polen während der letzten sieben Jahre je nach den Sorten um 60 bis 80 Prozent verstärkt. 1924 wurden rund 51 000 t., 1929: 128 000 t produziert. Trotz der in dem gleichen Zeitraum einsetzenden Konsumsteigerung um über das Doppelte werden heute nur etwa 20 Prozent des Bedarfs eingeführt. Davon stammt über die Hälfte aus Deutschland, das z. B. fast ausschließlicher Lieferant für Zeitungsdruckpapier ist, während sich in den anderen Sorten sein Export nach Polen im Vergleich zu dem anderer Länder außerordentlich verringert hat.

Die Exportaussichten der ostdeutschen keramischen und Glasindustrie sind während des Zollkrieges nicht nur infolge des Ausbaus der polnischen Fabrikation, die sich hauptsächlich auf technisches Porzellan und Tafelgeschirr erstreckte, relativ verringert. Zwar stand Deutschland auch noch im letzten Jahr mit fast der Hälfte weitaus an erster Stelle in der Einfuhr keramischer Erzeugnisse trotz der gerade auch hier sehr weitgehenden Einfuhrverbote. Sein Vorrang wird jedoch durch die tschechische Konkurrenz bedroht, die außerordentlich lebhaft Propaganda betreibt und beispielsweise auf der diesjährigen Posener Messe schätzungsweise 60 Prozent der Aussteller abgab. An Glaswaren importiert sie bereits das Dreifache der aus Deutschland kommenden Mengen.

Als letztes Beispiel für Neuorientierung und Industrieaufbau in Polen mag die chemische Industrie angeführt werden. Sie wurde durch hohe Subventionen, Schutzzölle und Einfuhrverbote, besonders auch aus Gründen der Landesverteidigung, stark gefördert. Ihren Aufschwung beweisen am deutlichsten die Exportziffern, die in den letzten sechs Jahren um 150 Prozent auf insgesamt 94 Millionen Zloty stiegen. Allerdings wurde um die gleiche Zeit noch immer für 295 Millionen importiert. Immerhin: etwa 60 Prozent des Normalbedarfs an Farbstoffen wird heute in Polen selbst hergestellt. Vor einem Jahr wurde eine neue große Anilinfabrik in Anlehnung an den französischen Konzern „Etablissements Kuhlmann“ gegründet.

Überraschend sind die Fortschritte der Kunstseidenfabrikation, die in den letzten neun Jahren von ganzen 12 Tonnen auf reichlich 2700 Tonnen gestiegen ist. Hier hat auch, unterstützt von hohen Ausfuhrprämien starke Exporttätigkeit eingesetzt, die heute über ein Drittel der Inlandsproduktion ausmacht. Parallel mit den Fortschritten der neu aufbauenden Industrie sind allerdings auch die Einfuhrziffern gestiegen. Während sie jedoch im letzten Jahr um rund



**Pinselzeichnung**

30 Prozent sanken, stieg der polnische Export dank billiger Preise um reichlich 5 Prozent. — Der deutsche Chemieexport nach Polen als Gesamtheit betrachtet wurde von dem allgemeinen Absatzrückgang verhältnismäßig am wenigsten betroffen. Er wies im letzten Jahr sogar nicht unerhebliche Steigerungen auf. Doch hat er nicht gerade günstige Veränderungen durchgemacht. Vor dem Zollkrieg bezog Polen noch 90 Prozent der Farbstoffe aus Deutschland, heute die Hälfte. Noch erheblicher sind die Einbußen auf dem Gebiet der Pharmazeutik und Kosmetik. Dafür sind steigende Ziffern für Kunstdünger und Kohle- und Holzdestillate zu buchen.

### **Die Struktur der polnischen Wirtschaft**

Die im Vorstehenden angeführten Beispiele für den Ausbau der polnischen Industrie wollen nicht etwa so verstanden sein, als sei dieses Land kurz davor, sich in die Reihe der mittel- und westeuropäischen Industrieländer einzugliedern. Polen ist auch heute noch in allererster Linie Agrarland und wird das seiner geographischen und Bevölkerungsstruktur nach auch auf absehbare Zeit bleiben. Es ist für die Beurteilung des Ausmaßes und des möglichen Erfolges der in den letzten Jahren in ihm geförderten Industrialisierungstendenzen ferner wichtig, sich vor Augen zu halten, daß Polens absoluter Wirtschaftsumfang, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, gemessen an Gebietsumfang und Bevölkerungsziffer sich mit dem westlicher Staaten kaum ver-

gleichen läßt. Das mag an dieser Stelle nur mit einer recht eindrucksvollen Ziffer belegt werden: der gesamte Geldumlauf beträgt in Polen pro Kopf der Bevölkerung etwa 43 Zloty, also rund 20 Mark. In Deutschland sind es, bei erheblich stärker ausgebautem bargeldlosen Zahlungsverkehr, rund 96 Mark.

Es wäre auch falsch, behaupten zu wollen, daß lediglich der Zollkrieg mit Deutschland Polen hat die Gründerjahre erleben lassen. Der allgemeine Konjunkturaufschwung der Jahre 1925 bis 1928 hat viel dazu beigetragen. Allerdings haben die zwischen Deutschland und Polen in Wirkung befindlichen Kampfmaßnahmen die Durchführung manches neuen Experiments begünstigt und zum Teil überhaupt erst ermöglicht.

Die andere starke Hilfe kam von dem Anlage suchenden internationalen Kapital, dem man in Polen recht hohe Zinsgarantien und mancherlei andere Vorteile, wie Steuererleichterungen, gewährte. Über 37 Prozent des Gesamtkapitals der polnischen Aktiengesellschaften sind in ausländischen Händen. Reichlich drei Viertel sämtlicher Elektrowerte, über 70 Prozent der Petroleumindustrie, zwei Drittel der Bergwerks- und Hüttenbetriebe, fast 40 Prozent der chemischen Industrie, ein Viertel der Papierindustrie gehört dem Ausland. Auf Deutschland entfallen knapp 9 Prozent der polnischen Aktienwerte, am stärksten ist es an Elektrizitätswerken, im Bergbau und der Hüttenindustrie beteiligt. In der Petroleumindustrie ist französisches Kapital ausschlaggebend; es arbeitet in der Montanindustrie neben deutschem und amerikanischem. In der chemischen Industrie steckt viel belgisches Geld. England, das vor allem an Zucker und Papier interessiert war, scheint sich in jüngster Zeit (wie auch anderswo) etwas zurückgezogen zu haben. An seine Stelle tritt nach vorübergehender Krisenstockung in zunehmendem Maße Frankreich. Italien ist an Teilen der Textilindustrie interessiert. Holland, die Schweiz, Amerika und Schweden sind die übrigen Geldgeber. Neben der offenen Kapitalbeteiligung steht die meist rentablere Einflußnahme auf dem Kreditwege. Man schätzt die Auslandskredite in Polens Industrie und Handel auf rund zwei Milliarden Zloty, davon sind die Hälfte Warenkredite, ein Viertel kurzfristige Barkredite. Dazu tritt die in den letzten Jahren rasch gestiegene ausländische Verschuldung der Banken, die man mit etwa 700 Millionen annimmt. Schließlich die größte Summe, die öffentlichen Kredite; die in den letzten Wochen angebahnten recht umfangreichen Transaktionen nicht mit eingerechnet, machen sie für Staat und Gemeinden rund 4 Milliarden aus.

## **Die gegenwärtige Situation**

Seit dem vorigen Jahr hat die Weltwirtschaftskrise in immer schärferen Formen Polen erfaßt. Über ein Drittel der rund eine Million zählenden polnischen Industriearbeiter hat in diesem Winter feiern müssen. Die Metallindustrie war 1930 durchschnittlich um 25 Prozent geringer beschäftigt als im Jahre vorher. Die Landmaschinen-Produktion betrug sogar kaum 20 Prozent des Jahres 1929. Die Textilindustrie befindet sich in großen Schwierigkeiten. Die Bautätigkeit ist um mindestens 40 Prozent zurückgegangen. Alle Versuche, den Inlandsmarkt aufnahmefähiger zu machen, sind an dem unaufhaltsamen Sinken der Konsumtionsfähigkeit der Landwirtschaft gescheitert. Nach den in Deutschland geläufigen Richtlinien berechnet

ist in Polen ein Rückgang des Realwertes der landwirtschaftlichen Besitzungen um rund 66 Prozent festzustellen. Besonders stark macht sich das natürlich im Westen des Landes bemerkbar, wo man aus deutscher Zeit her intensive Bewirtschaftung und großes technisches Inventar gewöhnt ist. Vor der Inflation betrug die durchschnittliche Verschuldung der polnischen Landwirtschaft 80 Prozent. Durch die hier zweimal auftretende Geldentwertung sank sie auf 20 bis 25 Prozent. Dieser Betrag bleibt heute bei den größeren Gütern als einziger Wert übrig, so daß also ebenso wie in Ostdeutschland bei Verkäufen oft nur noch knapp die ersten Hypotheken gedeckt sind. Die Kleinbauern und der extensiv wirtschaftende Osten haben etwas weniger gelitten. Für sie war zunächst der Preissturz der Futtermittel recht günstig. Die Verschuldung kann hier außerdem gar nicht so hoch sein, weil der kleine Landwirt überhaupt nie größere Kredite erhält. Doch nicht nur wegen des überwiegend agrarischen Charakters des Landes hat die Krise hier besonders große Ausmaße genommen. Sie wurde offenbar durch die vorher überstürzt betriebene Industrialisierungs-Politik verschärft. Das Auslandskapital, mit dessen Hilfe allein ein großer Teil der neuen Industrien hatte aufgebaut werden können, wanderte — jedenfalls vorübergehend — ab. Die Geldflüssigkeit ist von Monat zu Monat geringer geworden. Die Bankdepositen und die Spareinlagen, die seit 1925 ständig gestiegen waren, weisen eine immer schnellere Abnahme auf. Gleichzeitig stieg die Steuerbelastung.

Unter solchen Umständen sich schon jetzt ein Urteil darüber zu bilden, welche der neu erstandenen oder überraschend schnell ausgebauten Gewerbebezüge auf einigermaßen gesunden Grundlagen beruhen, ist kaum möglich. Es läßt sich bei dem durch die Krise verwirrten Bild nicht einwandfrei feststellen, wo vielleicht das angelegte Kapital angemessene Verzinsung finden, volkswirtschaftlichen Nutzen stiften können oder wo folgenschwere Fehlinvestitionen erfolgten, wie man sie hier und da vermutet. Man kann nur grundsätzlich feststellen, daß Polen zwar weit von dem Ziele entfernt ist, auch nur den größeren Teil der notwendigen Industriewaren im eigenen Lande herzustellen. Das wird auch in absehbarer Zeit schon infolge des Kapitalmangels und des Fehlens mancher technischer Voraussetzungen kaum erreicht werden. Doch sind nicht unbeträchtliche Anstrengungen unternommen worden, und man muß gewiß sein, daß gerade Polen äußerst entschlossen ist, die eigene Produktion zu halten.

## **Deutschlands Aussichten auf den polnischen Markt**

Unter den dreißig Ausfuhrländern Deutschlands steht Polen gemeinsam mit Rußland an elfter Stelle. Die Entfernungen, die die deutschen Exportgüter nach dem östlichen Nachbarland zurückzulegen haben, sind relativ gering. Die Ausfuhr dorthin ist aber nicht nur deshalb besonders „naheliegend“, sondern auch eifriger Pflege wert, weil sie auf dem bis heute nur unvollkommen erschlossenen Markt auch für eine fernere Zukunft recht bedeutende Chancen hat. In der polnischen Handelsbilanz spielen die Beziehungen zu Deutschland eine ganz ausschlaggebende Rolle. Auch nach sechs Jahren Zollkrieg steht das Reich noch immer auf der Einfuhr- wie auf der Ausfuhrseite an führender Stelle. Wenn auch Deutschland an der Gesamteinfuhr im vorigen Jahr nur mit 27 Prozent beteiligt war gegen 34 Prozent im Jahre 1924, so zeigen die Ziffern doch nach dem Tiefstand von 1926 (dem ersten Jahre, in dem sich die Kampfmaßnahmen voll auswirkten) eine stetig aufsteigende Linie. Wie stark Polen auf den deutschen

Lieferanten angewiesen ist, geht zur Genüge daraus hervor, daß die deutschen Waren von dem fast 40 prozentigen Rückgang des polnischen Gesamtimports von 1929 auf 1930 fast überhaupt nicht betroffen wurden. Außerdem hat mit dem Rückgang der Einfuhrmengen gerade seit 1926 eine ständige Steigerung des Wertes der von Deutschland bezogenen Güter eingesetzt. Während Deutschlands Ausfuhr nach Polen von 1925 bis 1928 im Wert um 12 Prozent stieg, fiel die deutsche Einfuhr aus Polen um den gleichen Satz. Die Erklärung liegt in dem Sinken der Rohstoffpreise, die für den polnischen Export von ausschlaggebender Bedeutung sind und dem andererseits gerade im Zusammenhang mit den polnischen Industrialisierungsbestrebungen von Jahr zu Jahr stärker auf Qualitätsprodukte gerichteten deutschen Absatz nach Polen.

So sehr auch der Aufbau eigener Produktionsstätten das deutsche Liefergeschäft nach Polen beeinträchtigt haben mag, er hat doch auch manche günstige Aussichten für das deutsch-polnische Geschäft eröffnet. Trotz des Zollkrieges sind in immer zunehmendem Maße maschinelle Produktionsmittel aus Deutschland bezogen worden. Man durchbrach polnischerseits manchesmal die Kampfmaßnahmen, gewährte deutschen Firmen zum Teil sehr erhebliche Zollnachlässe oder Befreiung von Einfuhrverboten. Selbst mit der Vorbelastung der Kampfzölle konnten deutsche Fabrikate infolge ihres Qualitätsvorsprungs sehr oft die Konkurrenz anderer ausländischer Lieferanten schlagen, wurden auch trotz mancher öffentlicher Boykottversuche, wie z. B. auf dem Gebiet der Elektrotechnik, vom Publikum immer wieder in erster Linie verlangt.

Im Liefergeschäft nach Polen spielt die Kreditfrage noch in ganz bedeutend höherem Maße wie heute anderswo eine Rolle. Die ausländischen Geldgeber sind darum in der Lage, nicht unerheblichen Einfluß in den Bezirken des Importhandels auszuüben. Wenn der deutsche Lieferant hier auch oft genug nicht den ziffernmäßigen Angeboten anderer Länder standhalten kann, so hat er doch einen offenkundigen Vorteil, gerade wenn es sich um diffizile Finanzierungsfragen handelt. Er besitzt seit altersher die intimere Kenntnis des polnischen Marktes. Er versteht es, sich den Gepflogenheiten der Kundschaft psychologisch oft weit besser anzupassen als andere Partner. So kommt es, daß trotz aller politischen Spannungen der Deutsche auf wirtschaftlichem Gebiet nicht nur als der unmittelbare Nachbar, sondern gerade auf Grund seiner besonderen kaufmännischen Eigenschaften ein recht beliebter Kontrahent geblieben ist.

Die Chancen Deutschlands im polnischen Geschäft brauchen also durchaus nicht ungünstig beurteilt zu werden. In einzelnen Fällen allerdings hat die während des Zollkrieges erfolgte Umstellung polnischer Inlandsbetriebe, der Aufbau neuer Gewerbezweige, die Gewöhnung an andere ausländische Lieferanten sicherlich dauernde Nachteile gebracht. Wenn jedoch in nächster Zeit die künstlichen Handelshemmnisse endlich beseitigt werden sollten, würde auch heute noch der deutsche Export nach Polen die besten Aussichten haben. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß angesichts der gegenwärtigen Krise, des starken Rückgangs der polnischen Kaufkraft die Frage des Inkraftsetzens des Handelsvertrages nicht so besonders dringend sei.



Die Bearbeitung des polnischen Marktes ist, wie jeder weiß, der den Osten kennt, bestimmt nicht einfach. Nach sechs Jahren unterbrochenen oder gehemmten Handelsverkehrs sind umfangreiche neue Vorarbeiten zu leisten. Der Kaufmann wird sie, nachdem er so oft in seinen Hoffnungen auf den Wiederbeginn des regulären Handelsaustauschs getäuscht wurde, in der schwierigen heutigen Situation kaum aufnehmen, wenn er nicht Gewißheit über die baldige Beilegung des Wirtschaftskampfes hat. Die Auswege, die von deutscher privater Seite zum Teil durch stille Beteiligung an polnischen Unternehmungen, durch Errichtung von Zweigniederlassungen jenseits der Grenze gesucht wurden, sind, soweit dies auf dem Gebiet industrieller Produktion geschah, von oft recht fragwürdigem volkswirtschaftlichen Nutzen. Sie haben überdies im Hinblick auf die relativ geringen Produktionsmengen nur sehr begrenzte Aussichten auf Rentabilität und gehen außerdem in sehr vielen Fällen auf Kosten der Ausnutzung der Kapazität der heimischen Produktionsstätten.

Wie kaum ein anderer Lieferant kann sich Deutschland an der Deckung des in den letzten Jahren in Polen vielfach neu geweckten Bedarfs beteiligen. Eine wertvolle Hilfe und ein in mehr als einer Beziehung durchaus lohnendes Unternehmen würde es bedeuten, wenn die deutschen öffentlichen Stellen ihre dem polnischen Geschäft gegenüber vielleicht doch im Vergleich zu anderen Außenhandelstransaktionen übertrieben starke Zurückhaltung aufgeben wollten.





1. Lichter Erlenbestand auf den Kaupen

Phot. Dr. R. Nitschke

## DIE LUGE

Von Dr. R. Nitschke

Als Heinrich v. Salisch in seiner „Forstästhetik“ und Joseph Partsch in seiner grundlegenden Landeskunde „Schlesien“ auch der Luge gedachten, war sie noch gar wenig bekannt. Damals kam die Landschaft, der sie angehört, für gebildete Leute überhaupt noch nicht recht in Frage. Jetzt wird die Luge schon öfter erwähnt. Auch die modernen heimatkundlichen Schulbücher kennen sie heute schon. Aber trotz ihrer Eigenart, ihrer starken Individualität — vielleicht sogar gerade deshalb — ist sie heute auch noch wenig genug bekannt.

Die Luge liegt auf der rechten Oderseite Schlesiens, nahe der heutigen polnischen Grenze, in der Niederung der Bartsch, zwischen Sulau und Trachenberg, bei dem Dorfe Nesigode. Es gehören schon gute Karten dazu, die Luge auf ihnen zu ermitteln. Von den Karten des Reichsamtes für Landesaufnahme verzeichnet das Meßtischblatt (1:25 000) die Luge als einen Teil des großen, etwa 2500 ha umfassenden Tierparkes von Nesigode und Fürstenau, den hier der Fürst von Hatzfeld, Herzog zu Trachenberg, unterhält. Er besteht aus prächtigem Eichen-, Buchen-, Nadel- und Mischwald und umschließt offene Wiesen- und Wasserflächen und sumpfige

Niederungen. Dieser Tiergarten beherbergt nicht nur alle einheimischen Wildarten; in ihm ist auch das bei uns eingeführte Damwild reichlich anzutreffen.

Etwa 400 ha dieses Tierparkes führen den Sondernamen Luge. Es ist dies eine Bruchlandschaft von seltener Art, ein Gelände, in dem das Wasser überwiegt, das aber auch in buntem Wechsel Mischwald, Sumpf und Wiese umfaßt. Die Luge macht auf jeden Besucher durchaus den Eindruck einer echten Naturlandschaft. Sie stellt gewissermaßen den Typus der ursprünglichen Bartschniederung dar; sie zeigt, wie die Landschaft ehemals ausgesehen haben mag, ehe noch der Mensch hier siedelte und das Land in Kultur nahm. Kein Weg führt durch dieses Gelände. Nur auf einem Pirschsteige soll man zu Fuß durch die Luge gelangen können, und diesen kennt nur der Revierförster und — wie man sagt — einige Wilddiebe und Raubfischer. Kein Uneingeweihter sollte es unternehmen, ohne Führer in dieses Naturheiligtum einzudringen; er könnte das kühne Wagnis mit dem Leben bezahlen.

Die Luge ist bis heute gewiß noch nicht genau kartiert. Auch unsere ausgezeichneten Meßtischblätter versagen als Führer vollständig. Aber kein Kenner des Geländes wird dem Topographen die ungenaue Arbeit verargen. Durch ein solches Labyrinth von Gleichartigem und doch stets Wechselndem findet sich schlechterdings kein menschliches Auge. Nur das photographische Objektiv wäre imstande, die Mannigfaltigkeit auf die Platte zu bannen. Und es wäre sehr zu begrüßen, wenn die Luge einmal planmäßig vom Flugzeuge aus aufgenommen und auf Grund der Flugzeugaufnahmen kartiert würde. Nur das Luftbild vermöchte zu leisten, was der Bodentopographie in diesem Irrgarten versagt bleiben muß.

Ohne öffentlich als solches bezeichnet oder anerkannt zu sein, ist die Luge in Wirklichkeit ein Naturschutzgebiet, das zu den schönsten und wirkungsvollsten in ganz Deutschland gehört. Sie hat allen anerkannten Naturschutzgebieten voraus, daß sie so gut wie unzugänglich ist. Nur auf flachgehendem Nachen kann man unter des Försters Führung einmal Einfahrt halten — wenn man dazu für würdig befunden wird. Wenn uns der Kahn durch die breite, baum- und strauchgesäumte Wasserstraße, den Lugegraben, in das Innere bringt, mehrt sich bei jedem Meter tieferen Eindringens die Verwunderung über die märchenhafte Schönheit dieses Stückchen Landes. Keiner, dem es einmal vergönnt war, die Luge zu besuchen, wird bei der Fahrt aus dem Staunen herausgekommen sein, und die Eindrücke, die er dabei empfangen hat, werden zu den nachhaltigsten seines Lebens gehören. In der Verteilung von Wasser und Land, Baum und Strauch, Stauden und Pflanzenzwergen hat die Natur eine Kunst offenbart, die kein schöpferischer Künstler zu überbieten vermöchte. Die sonst meist nur strauchartig wachsenden Erlen erheben sich hier als prächtige schlanke Bäume einzeln oder in Gruppen auf kleinen Inseln, Kaupen genannt. Diese Kaupen werden oft nur durch die Wurzeln der Bäume zusammengehalten und im schlammigen Untergrunde verankert. Sie schwanken mit den Bäumen im Sturme. An den Kaupen säumen Schwertlilien und Binsen, Schilf und andere wasserliebende Stauden die Ufer, oder sie geben sich auch an flachen Wasserstellen ein Stelldichein. Und als ob die bunte Mannigfaltigkeit noch nicht genüge, spiegeln die zahlreichen, unendliche Male verzweigten Wasseradern all die Mannigfaltigkeit und Pracht noch einmal wider. Zur Pfingstzeit, wenn die Erle gestäubt hat, ist die weite Wasserfläche mit Millionen winzgleichter gelblicher Pollen bedeckt, die wie ein feiner Hauch öggleich die Oberfläche überziehen und auf dem Bilde wie eine



**2. Sumpfdickicht in der Luge**

Phot Dr. R. Nitschke

Eisdecke erscheinen. Wenn der Nachen die glatte Fläche gestört hat, bilden sich phantastische Figuren auf der Wasserfläche.

Zu jeder Jahreszeit ist das Bild der Pflanzenwelt dieses Gebietes ein anderes. Dem Sattgrün des Frühlings und seinem Formenreichtum setzt der Herbst einen gewissen Wetteifer entgegen. Vielleicht ist sein Gemälde noch farbenprächtiger. Ihr Festgewand aber legt die Luge zur Weihnachtszeit an, wenn der Frost den sonst schwankenden Boden fest gemacht hat, wenn die Schneedecke den bunten Farbenwechsel ausgelöscht hat und nur Licht und Schatten das weiße Einerlei beleben, und wenn tausend und aber tausend Rauhreifperlen von jedem Zweiglein und Ästlein herniederglitzern.

Ihre starke Eigenart verdankt die Luge zum guten Teile dem Umstande, daß der Mensch so gut wie gar nicht in den Pflanzen- und Tierbestand eingreift, nicht sät und nicht erntet, kaum aufforstet und sehr selten etwas überständiges Holz schlägt. Hier herrscht kein Nützlichkeitsgrundsatz und keine Gewinnabsicht. Die Luge soll eine Freistatt sein für die Pflanzenwelt. In noch viel höherem Maße aber ist hier eine Zufluchtsstätte für die von der Kultur bedrängten Tiere. Deshalb bereitet sie das größte Entzücken jedem Zoologen. Zwar herrscht hier meist tiefe Stille, nicht lautes Lärmen und Schreien, wie an den benachbarten Fischteichen. Aber es sind seltene Kinder der heimischen Fauna, die hier als Kulturflüchter Aufenthalt und

Schutz suchen und finden. Hier lebt noch häufig das Wildschwein. Wenn man das seltene und durchaus nicht ungefährliche Schwarzwild auch nicht oft zu Gesicht bekommt, so verraten doch ausgehöhlte Stellen am schlammigen Ufer und Fährten in dem weichen Boden seine Anwesenheit. Hier durchheilt der schlanke Hirsch springend und schwimmend das Revier und läßt in hellen Septembernächten zur Brunstzeit seinen gewaltigen Orgelton erklingen, daß die sonst so stille Luge zur Nachtzeit davon widerhallt. Hier leben alle unsere Wildarten, und auch das Raubzeug gedeiht recht üppig.

Ganz besonders groß aber ist das Heer der Gefiederten. Für den Ornithologen gibt es in ganz Deutschland nur wenige Gebiete, die diesem kleinen Reservate an Interessantem und an Mannigfaltigkeit gleichkommen. Von den 172 Vogelarten, die F. Pampel für die Bartschniederung festgestellt hat, lebt ein großer Teil auch in der Luge. Unter diesen befindet sich manche ornithologische Seltenheit. Hier ist der Fischreiher, dessen charakteristisches Flugbild ihn auch noch beim Abstreichen unzweifelhaft erkennen läßt, noch ziemlich häufig. Hier brütet im Innern des Bruchwaldes auf den eigenartigen Kaupen noch die Graugans in großer Zahl. Der beste Kenner der Fauna Schlesiens, F. Pax, schätzt den Bestand dieses seltenen Federwildes noch auf 300 bis 400 Paare. Auf hohen Bäumen horsten noch einige Kraniche. Die Herzogliche Fortsverwaltung zu Trachenberg hat nach den Berichten von Baer für diese seltenen Kinder unserer Avifauna allein in einem Jahre 600 Mark Schaden vergütet, den die Kraniche auf benachbarten Erbsenfeldern angerichtet haben.

Erfreulicherweise ist hier die Fauna nicht gefährdet wegen der Unzugänglichkeit des Gebietes, dessen Erhaltung auch bei größter Opferwilligkeit nur innerhalb umfassenden Großgrundbesitzes möglich ist. Es wäre gewiß nicht im Sinne des Hüters dieses Schutzgebietes, wenn sich etwa Scharen von Neugierigen und auch Interessierten hineinzudrängen versuchten. Es wäre dies auch gar nicht im Sinne des Naturschutzes. Zum Glück gestattet die Natur der Landschaft ein Eindringen Unberechtigter nicht.

## Das Wunder Mensch

Von Josef Wittig

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Eugen Salzer in Heilbronn veröffentlichen wir hier den Beginn aus dem soeben erschienenen Buche „Michel Gottschlichs Wanderung“

Wer einmal ein Wunder erleben will, muß sich in einer Feierabendstunde an den Rand eines Hügels setzen, der im engeren Kreis von Wiesengründen und in weiterem Kranze von Feldern und Gebüsch höherer Berge umgeben ist, so ungefähr wie die Bodenschwellung, auf der unsre Neusorger Häuser stehen. Wenn er da eine Weile sitzt, fängt die Erde an, ihn zu umspinnen und zu umspannen und an sich zu ziehen. Erst lehnt er sich nach hinten und stützt sich auf die nach rückwärts gestemmtten Ellbogen; dann zieht er auch diese Stützen behutsam fort und läßt sich ganz auf die Erde sinken. Zuerst, ehe er sich setzte, hatte die Erde nur seine Fußsohlen, dann, als er sich niederließ, seine Knie, seine Schenkel, einen Augenblick lang auch schon seine Hand; dann zog sie auch sein Herz an sich, und endlich seinen Kopf. Die Hände liegen nun flach ausgebreitet, mit gespreizten Fingern, auf der Erde. Da gehört er ganz der Erde. Aber im selben Augenblicke deckt sich der Himmel über ihm, ein so großer und weiter

Himmel, wie er ihn, wo er stand und ging, noch nie gesehen. Aber auch die Erde ist auf einmal viel weiter. Das Auge geht zu den fernen Bergen; sie sind nicht mehr die schweren Erdmassen; sie sind durchsichtig und werden immer durchsichtiger; die Farben verklären sich; sie bedecken nicht mehr die Berge, sondern kommen aus ihrem klaren Inneren heraus wie die Lichter aus der Laterne. Erde und Himmel sind nicht mehr, was der Mensch Materie zu nennen gewohnt ist, sondern eher ein Traum, so leicht und so schwebend wie ein Traum.

Erde und Himmel sind nicht mehr ein Lebloses unter und über dem Menschen. Sie sind auch kein Andres mehr. Der Mensch, also mit ihnen verbunden, schwebt, eins mit ihnen, im Weltenraum. Er ist auch nicht mehr gefesselt an die Zeit. Die Zeit ist fort. Nur mit Mühe kann sich die Seele des Menschen ihrer erinnern. Und selbst die Gedanken! Es ist, als ob die Gedanken nur einen Meter hoch über der Erde und darüber hinaus leben könnten. Ganz dicht unten auf der Erde sind sie fort. Sie sind wie die leichten Lüfte oder manche Gase, die nie unten auf dem Erdboden dahinstreichen. Da unten sind auch Gedanken, aber so ganz anders als die Gedanken oben, daß man sie fast nicht mehr so nennen kann. Wir wollen sie nur deshalb so nennen, weil wir noch kein anderes Wort dafür haben. Denn die Menschen kommen nur ganz selten einmal dazu, so an einem Hügelrand zu liegen; sie haben darum noch keine Zeit gehabt, ein Wort zu finden für diese ganz andere Art von Gedanken, die dicht am Erdboden dahinstreichen. Wir haben nur eine Philosophie, eine Weltanschauung oder, wie wir unbedachtsam sagen, eine Wahrheit, die auf Beinen und auf Stühlen gilt, nicht aber einen Meter tiefer, nicht dort, wo zuletzt die schaffende Hand Gottes an der Erde gearbeitet hat. Im Osten freilich, da sitzen die lehrenden Menschen noch auf der Erde und nicht auf den Stühlen. Da ist aber auch eine ganz andre Philosophie und eine ganz andere Lehre. Auch Jesus ließ sich, wenn er lehrte, auf den Erdboden nieder oder auf eine Ruderbank, die ja auch kaum über die Wasseroberfläche emporragt, und es ist wohl zu verstehen, daß seine Lehre auf den Stühlen und auf den Kanzeln manchmal eine ganz andre wird.

Die alte Schule hat einen Lehrspruch, der da ungefähr heißt: „Was nicht in den Sinnen, das ist auch nicht im Hirn“. Das will besagen, daß jegliche Erkenntnis durch die Tore der körperlichen Sinne kommen muß. Der Körper ist so eingerichtet, daß er überall solche Tore hat, in denen ein sehr lebhafter Zugang und Durchgang ist. Sein Zustand ist entscheidend für unsre Erkenntnis. Schon die Kleidung beeinflusst das Erkennen und Denken. Nicht von ungefähr spricht Jesus von denen, „die da mit weichen Kleidern angetan sind“; auch nicht von ungefähr von denen, „die auf dem Stuhle des Moses sitzen“. Wenn nur einer am Rand des Hügels sitzt, oder ganz auf der Erde ausgestreckt ist, so daß sich die ganze Erde mit seinem Körper verbindet und der Himmel ihn zudeckt, da ist es nicht zu verwundern, daß es in seiner Seele ganz anders wird. Aber das ist auch noch nicht das Wunder.

Das Wunder kommt erst dort auf der Höhe, den Feldweg entlang, der jenseits des Wiesentales dem nächsten Dorfe zustrebt. Du wirst zwar behaupten, es komme aus der Stadt jenseits der Höhe, aber das ist eine von den vielen Behauptungen, die du nicht beschwören kannst. Es ist unversehens aufgetaucht auf jenem Feldweg, und erst von da aus kannst du sagen: Es kommt. Du wirst auch gleich behaupten, es sei ein Mensch, weil es sich deutlich von einem Pferde oder einer Kuh oder einem Heuwagen unterscheidet. Ich will dir da nicht widersprechen. Es

könnte freilich auch ein Engel oder ein Teufel sein, aber es ist auch meiner Meinung nach ein Mensch. Doch was heißt das? Ein Maler, wenn er diese Landschaft malen sollte, würde nur ein ganz kleines Tüpflein Farbe zwischen die Kornfelder setzen und dieses Tüpflein ein ganz klein wenig nach oben in die Länge ziehen, damit es aussähe wie ein in der Ferne dahinschreitender Mensch; aber es wäre eben doch nur ein Tüpflein Farbe.

Natürlich ist es kein Wunder, daß da etwas kommt oder geht. Es kommt oder geht täglich etwas auf einem solchen Feldweg, der einige Schritte kürzer ist als die Landstraße an der anderen Seite des Hügels. Nicht daß etwas kommt, sondern was da kommt, ist ein Wunder, und ich sage, besonders wenn es ein Mensch ist, dann ist es ein Wunder.

Die Augen können schier nicht mehr los von dem daherkommenden Menschen. Sie beobachten jede Bewegung seines Kopfes und seiner Schultern, so lange er durch die Kornfelder schreitet. Dann auch sein Gewand und was er da wohl in der Bürde auf seinem Rücken trägt. Wohin er wohl geht? Was seiner dort wohl wartet?

Die ganze Landschaft beobachtet mit. Es ist, als ob die hintersten Berge sich reckten und über den Rücken der vorderen auf den daherschreitenden Menschen schauten. Als ob die vor ihm liegenden Felder und Gebüsche warteten, bis er an sie herankäme, die hinter ihm liegenden aber wie gesättigt zurückblieben wie Wissende oder als ob sie von ihm alles empfangen hätten, was sie von ihm begehren konnten.

Siehe, da hat er schon die Stelle erreicht, an der uns der Weg am nächsten war! Aber immer noch liegt der breite Wiesengrund zwischen ihm und uns. Wir können und wollen ihn nicht anrufen, gerade weil wir von ihm nur wissen, daß es ein Mensch ist. Wüßten wir irgendetwas mehr von ihm, so könnten wir daran anknüpfen und ihn anrufen. Er geht weiter, und unsere Augen folgen ihm, bis ihn Gebüsch und Hügelrand für immer verbergen. Ehe wir uns vom Hügelrand erheben, haben wir auch schon vergessen, daß er an uns vorübergegangen ist, und es müßte ein sonderbarer Zufall sein, wenn wir je etwas von ihm erfahren sollten. Hätten wir aber etwas von ihm gewußt, so hätten wir den ganzen Menschen in dieses Wenige eingepackt und hätten gesagt: „Ach das ist der und der!“ und hätten wohl bald die Augen von ihm abgewandt und wären ihm nicht mit unsren Blicken gefolgt, bis ihn Gebüsch und Hügelrand verbargen. Durch ein klein wenig Wissen lassen wir uns jegliches Geheimnis und jegliches Wunder nehmen. Aber wir liegen noch am Hügelrand. Die Erde hält uns an sich gezogen. Sie hat jetzt ein Herz, nämlich unser Herz; sie hat jetzt einen Kopf und ein Hirn, nämlich unsern Kopf und unser Hirn. Und sie empfindet mit dem Herzen und denkt mit dem Kopfe, aber eben um soviel weiter und tiefer, als wir sonst mit diesem Herzen empfinden und mit diesem Kopfe denken, wie sie, jetzt unser eigentlicher Leib, weiter und tiefer ist als unser von der Erde losgelöster Leib sonst. Tausendmal vermehrt sind die Tore, durch die nach dem Lehrspruch der alten Schule die Erkenntnisse und mit ihnen die Willensregungen kommen. Wir denken und wissen nicht, wie wir sonst denken und wissen, aber wir wissen, daß ein Wunder an uns vorübergegangen ist. Und mit unsrem Herzen und unsrem Kopfe erinnert sich die Erde, und der Himmel weiß es, sein großes Auge hat es gesehen, daß schon manchmal ein solches Wunder auf den Feldwegen einherkam.

Nur damit ihr es wißt, wie ich dazu komme, solches zu erzählen!



Ölstudie  
Hirschberg, Riesengebirgsmuseum

## Adolf Dreßler und seine Schule schlesischer Landschaftsmalerei

Von Dr. Ernst Scheyer

Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Generation der Romantiker ausgestorben war blieb Deutschland auf lange Zeit entgöttert zurück. Ein neuer Rationalismus hatte den gläubigen Aufschwung des Gefühls abgelöst. Was von der „Romantik“ blieb, war wenig mehr als ein Name, an den sich oft unklare und verschwommene Vorstellungen knüpften.

Dies ist ja die sehr häufige Tragik geistiger Bewegungen, daß an ihrem Eigentlichsten die eigene Zeit vorübergeht, während die nachfolgende Generation zumeist nur einen Zipfel des äußeren Gewandes erfaßt und damit den Sinn des Ganzen gepackt zu haben glaubt. Zur modischen Neuheit verfälscht wird das zu einem Schlagwort entstellt, was einst als eine Tat geistiger Erneuerung einige ahnten, ganz wenige nur als Werk erfüllten.

Die Landschaftsmalerei war den Romantikern als die Krone der Malerei erschienen, weil in ihr „unsere Ahnung von Gott, die Empfindung unsrer selbst in Zusammenhang mit dem Ganzen“ (Ricarda Huch, Romantik) am deutlichsten und reinsten zum Ausdruck gelangt. Ebenso war ihnen die Entdeckung der deutschen Vergangenheit, des deutschen Volksliedes und Märchens eine Rückkehr zu den Quellen eines gläubigeren, reineren und ungebrocheneren



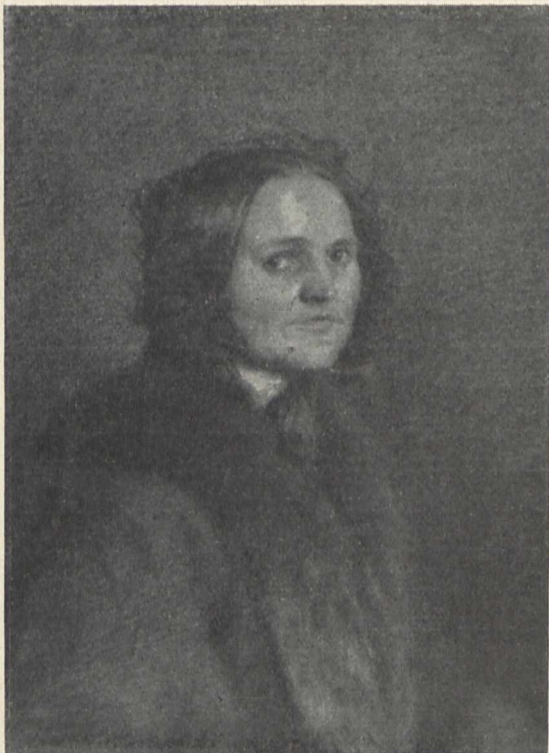
Daseins. Die bürgerlichen Spätromantiker: Schwind und Richter, Künstler, deren Kraft größer war, diese neuentdeckte Welt zu lieben als sie in ihrem eigentlichsten Wesen zu verstehen, hatten in einem zweiten dünneren Aufguß diese in ihrem Kern heroische Welt verliebt und damit ihrer Popularisierung vorgearbeitet. Was das breiteste Publikum davon erfaßte, was an den Akademien gelehrt, in den Ausstellungen immer wieder zu sehen war, das etikettiert diese Zeit selbst als „Stimmungs-Landschaft“, „Genre“ und „Historienmalerei“. Diese Begriffe richten sich heute in ihrer inneren Verlogenheit selbst, damals mag sich viel rückwärtsgewandte Sehnsucht und Daseinsangst einer Menschheit, die der „Siegeszug der Maschine“ und die Großstadt um die selbstverständliche Natur-, Familien- und Geschichtsverbundenheit zu bringen begann, darin verborgen haben.

Gegen diesen offiziellen Geist an den Akademien, gegen diese kostümierte Wirklichkeit richtet sich eine Bewegung, die man als die „realistische“ zu bezeichnen pflegt. Dieser „Realismus“ gab sich gegenwartsbejahend und hielt sich an die ewigen Stoffe: Natur und Leben. Trotzdem bleibt historisierend-literarische Denkweise das Laster der Zeit und dringt häufig genug in das Bereich realistischer Kunst. Selbst dem größten Genie des Realismus, selbst Menzel, ist es nicht gelungen, sich von diesem Zeitlaster frei zu machen.

Mit diesen Hinweisen mag zur Genüge erklärt sein, warum uns die großen, im Format übergroßen Gemälde, die akademisch-offiziellen, ausgeführten Äußerungen dieser Kunstgesinnung des 19. Jahrhunderts heute so viel weniger sagen als die Skizzen und Entwürfe, die meist in den Studienmappen verborgen liegen. Wir trauern darüber, daß soviel technisches, handwerkliches Können, Erbe jahrhundertlanger Übung, soviel unmittelbare Empfindung, soviel nachtwandlerische Sicherheit in der ersten Niederschrift einer Idee in die Irre ging an der kulturellen Unsicherheit einer ganzen Zeit.

Das Leben und Werk des schlesischen Künstlers Adolf Dreßler wird, auf den Hintergrund dieser Zeit gebracht, zu einem typischen Fall, und als solcher sei er hier ausgebreitet. Adolf Dreßler ist am 14. Mai 1833 in Breslau geboren. Sein Vater war Kaufmann. Mütterlicherseits stammte er aus einer schlesischen Pastorenfamilie. Zu seiner Mutter, deren edle Züge der Zwanzigjährige in einer Zeichnung festgehalten hat (Abb.2), empfand er zeitlebens eine besondere Wesensbeziehung. Nachdem er sechzehnjährig die Realschule am Zwinger verlassen hatte, war er zu dem guten Breslauer Porträtmaler Heinrich König d. Ä. in die Lehre gegangen, bei dem er vier Jahre blieb und eine gründliche Ausbildung im Figürlichen genoß. Den Zwanzigjährigen, von dessen großem Können der „Kopf der Mutter“ spricht, veranlaßt der Breslauer Porträtmaler Resch, zu dem er wohl in einem inoffiziellen Schülerverhältnis stand, eine Landschaft auszustellen, die der Breslauer Kunstverein ankauft. Von diesem Gelde machte Dreßler seine erste Reise nach Tirol, von der uns Bleistiftzeichnungen noch erhalten sind. Doch kehrte er von da nicht mehr in seine Vaterstadt zurück, sondern hatte den Mut, sich völlig mittellos nach Frankfurt a. M. zu begeben, um am dortigen Städelschen Kunstinstitut Aufnahme zu finden. Seit Oktober 1855 ist er Schüler dieses Instituts und bleibt es bis Mai 1864.

Es ist zu vermuten, daß Dreßlers Landsmann Albrecht Bräuer, später Professor an der Breslauer Akademie, der ein Schüler von Eduard Steinle am Städelschen Institut war, den



## 2. Adolf Dressler:

Bild seiner Mutter, Kreidezeichnung

Besitzer: Hans Dressler, Breslau

Phot. Damerau

unmittelbaren Anlaß zu dieser Wahl abgab. Außerdem stand das Institut in dem Ruf, eines der fortgeschrittensten und besten im Reich zu sein. Die große Zeit, da Cornelius, Philipp Veit, Rethel, Schwind in Frankfurt lebten und zum Teil am Städelschen Institut wirkten, war allerdings schon vorüber, als Dreßler anlangte, doch ging gerade in den fünfziger Jahren von der Frankfurter Landschaftsmalerei eine „koloristische Reformbewegung“ aus, die schließlich um 1860 zur Bildung der Cronberger Malerschule im Taunus, einem deutschen Barbizon, führte. Träger dieser realistischen Bewegung waren nicht so sehr die am Institut wirkenden Kräfte, etwa Dreßlers Lehrer in der Landschaftsmalerei und im „Genre“ der Düsseldorfer Jakob Becker, als dessen talentierterer und schwungvollerer Jugendfreund Dielmann, ferner Anton Burger. Dielmann und Burger, ihnen hatte Dreßler in seiner Frankfurter Zeit das Beste zu verdanken. Was Jakob Becker, den „Meister der Dorfidylle“ als Lehrer empfahl, war die von ihm betriebene Verbindung der Landschaft mit dem Figürlichen, wofür Dreßler von Breslau her besonders vorgebildet war. Jakob Becker war gewiß ein guter Lehrer, doch gerade einer der typischsten Vertreter der uns heute so peinlichen sentimentalischen Idylle. Von Beckers Einwirkung ist das Werk Dreßlers nicht ganz frei geblieben. Doch dies nimmt gerade so besonders für ihn ein, daß diese Einflüsse gering sind und daß ihn seine Wahrheits- und Naturliebe schon während seiner Lehrzeit in Frankfurt dazu anhielt, mehr nach der Natur als im Atelier und in der Vorstellungswelt des Meisters zu arbeiten. Eine Fülle von Bleistiftzeichnungen aus dem Taunus, der Mosel-, der Rhein- und Bodenseegegend mit virtuosester Technik auf das sauberlichste gezeichnet, legen von dieser selbsterarbeiteten Unmittelbarkeit

**3. Adolf Dressler:  
Österreichische Gefangene  
von 1866 auf dem Frei-  
burger Bahnhof zu Breslau**



Breslau, Museum der  
bildenden Künste

der Anschauung Zeugnis ab. Schon das Jahr 1855 zeigt ihn als brillanten Zeichner (Der graphische Nachlaß ist im Besitz des Sohnes des Künstlers, des Malers Hans Dreßler in Breslau.)

Gegen diese Überzahl von Landschaftszeichnungen nach der Natur sind die Arbeiten, in denen Dreßler seine pflichtgemäße Verbeugung vor dem Akademiegeist macht, gering. Einiges Kostümhistorische finden wir, die Dorfidylle ist auch vertreten, aber gerade in den diesen Stoffkreis behandelnden Zeichnungen Dreßlers — zumeist Illustrationsentwürfen — ist es der Schutzgeist Ludwig Richters, der ihn davor bewahrt, die Echtheit des Gefühls in rührselige Verlogenheit zu verfälschen. Neben diesen künstlerischen Beziehungen zu Ludwig Richter mögen auch persönliche gegangen sein. Welcher Art diese waren, läßt sich nur vermuten. Unter Dreßlers Frankfurter Zeichnungen hat sich die eines kleinen Kopfes, unzweifelhaft der Richters, mit den Buchstaben L. R. gezeichnet, gefunden. Anfang August 1862 ist Richter in Frankfurt gewesen, und es ist bei den engen Beziehungen des Richterbiographen und Malers I. F. Hoff zu Dreßler mit Sicherheit anzunehmen, daß er die Bekanntschaft Dreßlers mit dem verehrten Meister vermittelt hat.

Hoff verdanken wir auch in seinem Buch „Ludwig Richter als Freund“ eine Charakterisierung von Wesen und Werk Dreßlers in der Frankfurter Zeit, die um 1856 geschrieben ist:

„Gleich bei meiner Rückkehr machte ich die Bekanntschaft des Malers Adolf Dreßler aus Breslau, einem Landsmann von Bräuer. Schon das freundliche, friedliche Gesicht, die schlanke Gestalt von elastischer Bewegung muteten einen an, noch mehr sein sprudelnder Humor und in noch weit höherem Grade seine Kunst. Sein Hauptfach war die Landschaft, nicht selten verbunden mit Architektur, welche er mit einem Reichtum der reizendsten Figuren zu beleben wußte, so daß man ihn fast bewunderte, aber auch ob



4. Adolf Dressler: Ausschnitt aus dem Bilde „Der alte Seitenbeutel am Christophoriplatz“ Breslau

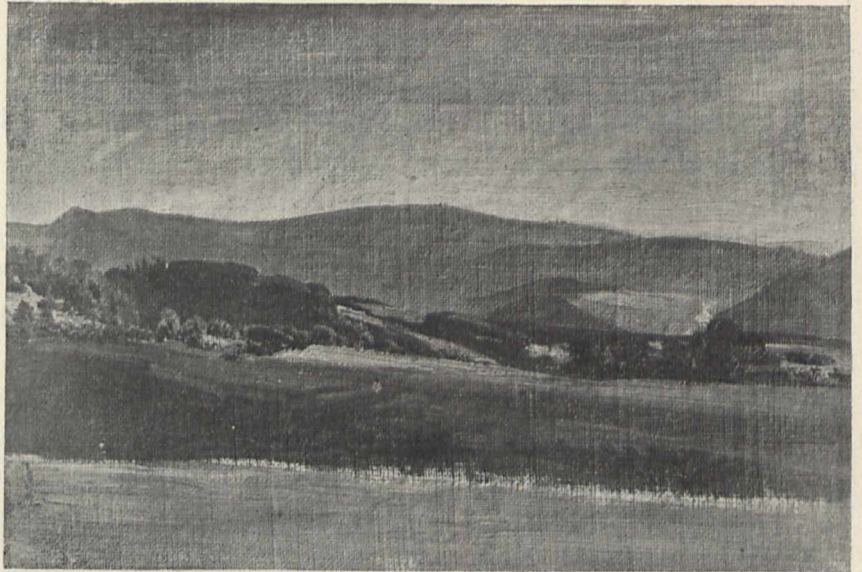
Breslau, Museum der bildenden Künste

solcher Begabung glücklich pries. Es wurde ihm nicht schwer, in der Öffentlichkeit bald Boden zu gewinnen. Mit Dreßler verlebte ich viele glückliche Tage auf fröhlicher Wanderschaft, wenn nicht gezeichnet wurde, gingen wir Arm in Arm und sangen zweistimmig.“

Dreßler war frühzeitig Erfolg beschieden, er galt als einer der kommenden Größen, und er hoffte diese Lorbeeren in München, wohin er übersiedeln wollte, zu ernten. 1862 besuchte er noch einmal die Eltern in Breslau, und auf dem Weg nach München, in Dresden, mußte er aus unbekanntem Gründen nach Breslau zurückkehren, wo er seitdem bis an sein Ende ansässig blieb. Ein Zufall war es, der ihn der Heimat erhielt, und daß er es lernte, in diesem Zufall eine schicksalhafte Fügung zu sehen, seiner Heimat durch seine Kunst zu dienen und der Maler der schlesischen Landschaft zu werden, gerade dies gewinnt ihm unser besonderes Interesse. Die ersten offiziellen Erfolge hatte Dreßler in Breslau allerdings nicht mit der Landschaft, sondern mit zwei figürlichen Ölbildern: „Am Freiburger Bahnhof 1866“ und dem 1869 ausgestellten größeren: „Der alte Seitenbeutel am Christophoriplatz“ (Abb. 3 und 4, beide im Schles. Mus. der bildenden Künste in Breslau).

**5. Adolf Dressler:  
Riesengebirge**

Ölskizze auf Leinwand  
Schlesisches Museum der  
bildenden Künste, Breslau



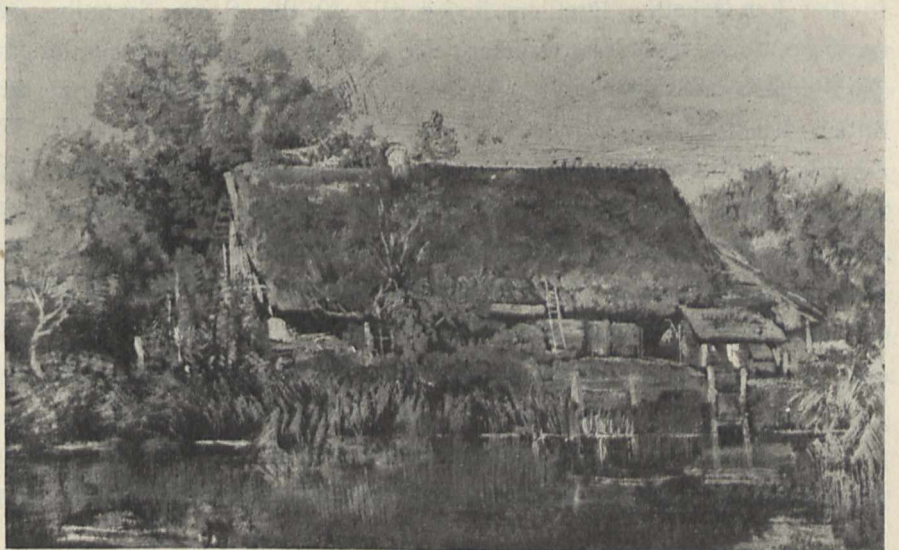
Phot. Damerau



**6. Adolf Dressler:  
Geröll im  
Riesengebirgswalde**

Ölskizze auf dunkler Pappe  
Schlesisches Museum  
der bildenden Künste, Breslau

**7. Adolf Dressler:  
Aus der Gegend  
von Trachenberg  
Ölskizze auf Papier**



Schlesisches Museum  
der bildenden Künste

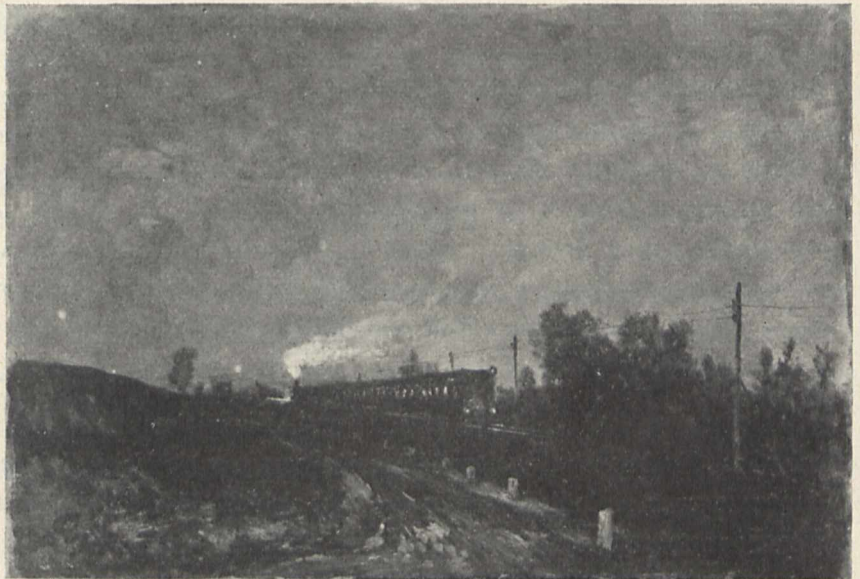
Das erstgenannte Bild schöpft aus Eindrücken des Kriegsjahres 1866, die Dreßler auch sonst in verschiedenen Skizzen festgehalten hat. Das mäßiggroße Bild hat Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Kunst als eines der liebenswürdigsten Beispiele jenes Früh-Impressionismus, der ganz unabhängig von der parallelen Bewegung in Frankreich sich als eine maltechnische Variante des Realismus entwickelt hatte. Es war der Versuch — noch frei von jedem wissenschaftlich-theoretischen Ehrgeiz, wie ihn Monet besaß — die flüchtige Wirklichkeit mit entsprechenden malerischen Mitteln festzuhalten. Menzels „Balkonzimmer“, das schon 1845 entstanden war, kann als Programmbild der Gruppe gelten, die weder Programm hatte noch Gruppe war, sondern überall in Deutschland den gespreizt-verlogenen Historizismus dort durchbrach, wo Wahrheit war und Lebensfreude. Die Frühbilder Menzels in ihrer heiteren, schwebend-leichten Art, die Aquarelle und kleineren Ölbilder des Österreicher Rudolf von Alt (1812—1905) sind die nächsten Temperamentsverwandten dieses Dreßlerschen Meisterwerks. In diese Familie gehört auch das kleine kunstvolle Bildchen „Der Maler“ (Abb. 1).

Das 1869 entstandene ungleich größer und gewichtiger angelegte Bild des „Alten Seitenbeutels“ mit der Darstellung des „Verkehrs“, der im behaglichen Tempo der „guten, alten Zeit“ über die Ohlebrücke „flutet“, bleibt weit hinter den „Österreichischen Gefangenen am Freiburger Bahnhof“ zurück, weil es eben nicht die reine Wirklichkeit wiedergibt, sondern eine ehrgeizig gesteigerte. Von dem Zeitlaster des „Zuviel“ — und was ist „Genre“ anderes als ein „Zuviel“ literarischer Stimmungshäufung — hat sich Dreßler hier nicht freihalten können. So zerfällt das überformatige Bild, das die charakteristischsten Breslauer Straßensfiguren allzu vollzählig aufführt, in einzelne Teile, die losgelöst vom Ganzen für sich Existenz haben. Ein Detail aus dem Bilde (Abb. 4) soll nicht nur die Meisterschaft Dreßlers in der Darstellung des Figürlichen und seiner gelungenen Bindung in der Gruppe sowie des Künstlers seine Begabung in der Wiedergabe des Atmosphärischen zeigen, sondern wird zur Probe für das Gesagte. Das ganze Gemälde läßt sich in solche Detailbildchen zerschneiden, die weit wirkungsvoller sind als die Gesamtschöpfung.

In den Landschaften Dreßlers finden wir oft die gleiche Situation. Nicht nur ein „Zuviel“ im Format und im Sujet, sondern die gleiche Bildzusammenstellung aus Motiven. „Wald-einsamkeit“, „Waldfrieden“, „Am Waldessaum“, „Waldteich“, so heißen Dreßlers große Bilder, denen er seine Erfolge verdankt. Immer wieder zwang ihn der Wunsch des Publikums, derartige Stoffe zu behandeln. In gleich hohem Kurse stand die „Sägemühle im Gebirge“, bei deren Anblick Publikum und Kritik den Namen Jakob Ruysdael ehrfürchtig aussprachen. Als Kaiser Wilhelm I. das Bild „Waldteich“ erwarb (1877), gab es eine Hausse in „Waldteichen“. Das von Dreßler seit 1875 geführte mit kleinen Merkskizzen illustrierte Bilderverkaufsbuch gibt fortlaufenden Bericht über diese Erfolge.

Die staatliche Anerkennung fanden Dreßlers Leistungen in der 1880 erfolgten Berufung zum Leiter des Meisterateliers für Landschaftsmalerei an dem neugegründeten Museum der bildenden Künste in Breslau. Diese Meisterateliers — seit 1905 aufgehoben — waren von der Provinz als akademische Ergänzungsklassen zur staatlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule

**8. Gustav Olbricht:  
Eisenbahnzug bei Nacht**



Schlesisches  
Museum der bildenden Künste

gedacht, deren rein akademischer Charakter erst 1891 nach Abtrennung der Kunstgewerbeschule gewährleistet war.

Als „Akademiker“ war Dreßler an das Museum berufen worden. Doch was er in diesen letzten Lebensjahren schuf, was zumeist erst nach seinem Tode (7. August 1881) an die Öffentlichkeit kam, erscheint uns wie auch schon seinerzeit als sein unverfälschtes Werk. Es sind dies durchweg Landschaftsstudien und Skizzen in Öl, ferner in einer originellen, von ihm virtuos gemeisterten Technik mit der Rohrfeder ausgeführte Zeichnungen zumeist nach Pflanzen. Diese Rohrfederzeichnungen nach Brennessel, Distel und ähnlichem erinnern in der Sparsamkeit der Mittel an die Meisterwerke ostasiatischer Kunst.

Der Nachlaß Dreßlers ist voller Ansätze zur ganz großen Leistung und des Meisters frühzeitiger Tod daher von einer besonderen Tragik. Auch ihm selbst mag es bewußt gewesen sein, daß diese „Skizzen“ nach der Natur das Eigentlichste seiner Kunst ausdrückten, jedenfalls hat er unter den ihm aufgedrängten großen Aufträgen, wie dem des „Riesengebirgs-panoramas“ für die Breslauer Gewerbeausstellung, gerade in den letzten Monaten seines Lebens sehr gelitten.

Es war die große Befreiungstat des französischen Impressionismus, den Mut zur Skizze als dem erschöpfenden, abschließenden Kunstausdruck gefunden zu haben, während die deutsche Kunst der kleinformatischen Skizze nur vorbereitenden Wert zubilligte. Hätte Wasmann seine Landschaftsskizzen, wie es wohl seine Absicht war, „ausgeführt“, sie hätten ihren revolutionären Charakter verloren, wie es auch Menzel nie bewußt wurde, daß er mit den so nebenbei entstandenen Bildern seiner Frühzeit zwischen 1840—50 der Wegbereiter der neuen Kunst hätte werden können.

Fast scheint es so, als ob, vielleicht gefördert und bestätigt durch den Eindruck französischer Landschaftskunst, an die auch seine großen Bilder mit ihren silbrigen Corot-Hinter-

gründen zuweilen anklingen, auch Dreßler in seinen letzten Werken den Mut zur Befreiung vom äußerlich großen Format und der literarisch-genrehaften Haltung gefunden habe. Was ihn in diesen im wesentlichen doch ganz frei von fremden Beeinflussungen entstandenen Werken allein leitet, ist leidenschaftliche Natur- und Wahrheitsliebe. In diesen Ölskizzen (größtenteils im Besitz des Breslauer Museums d. b. K.), die überwiegend die schlesische Landschaft, vor allem das Riesengebirge und den Oderwald darstellen, ist Dreßler nur Maler, nicht — wie oft in seinen großen Bildern — Maler und Literat. Was wir beim Anschauen dieser Skizzen, über den optisch-farbigen Reiz hinaus, empfinden, ist nicht, wie so oft bei den großen Bildern Dreßlers, durch eine literarisch belastete Bezeichnung wie durch einen Programmtext festgelegt, sondern gibt Anlaß zu möglichen Deutungen, freien Phantasien über ein Thema.

In Schichten von Gelb-Braun, Grün und Blauviolett baut Dreßler in der klassischen Manier es „Dreiplans“ der alten Niederländer die schlesische Gebirgslandschaft auf (Abb. 5). In langgezogener, melodischer Führung hebt sich die Kammlinie gegen das orangene Leuchten des Sonnenunterganges ab. Es ist die Stunde vor dem Dunkelwerden, in der die Dinge von traumhaft-geheimnisvoller Klarheit sind und einer besonderen Nähe.

Gehäuftes Geröll vor der schwarzen Wand des Waldes, von verirrtten Lichtstrahlen scharf getroffen, erlangt in Dreßlers Darstellung eine Monumentalität der Wirkung, die Steine in Bergkuppen, Moos in unergründliche Waldungen verwandelt (Abb. 6).

Eine Atmosphäre bleiern-trüben Stillstehens liegt über dem schilfgedeckten, baufälligen Haus am schwarzbrackigen Wasser des Tümpels („Aus der Gegend von Trachenberg“, Abb. 7). Dieses Vermodern von Menschenwerk, dieses Zurückgenommenwerden in den Schoß der Natur ist gleichnishaft in einer Skala grüner, brauner und schwarzer Töne zum Ausdruck gebracht. Diese Beispiele müssen hier für viele stehen. In all diesen Skizzen lebt die schlesische Landschaft.

Dreßler hat eine Schule schlesischer Landschaftsmalerei begründet. Namen ragen noch in unsere Zeit. Vor allem ist Gertrud Staats in Breslau zu nennen. In ihren besten Leistungen Bildern ihrer Heimat, erfüllt sie das, was im Werk ihres Lehrers nur Ansatz bleiben mußte. Dem Maler und Restaurator am Breslauer Museum Gustav Olbricht (1851—1892), der gleichfalls Schüler Dreßlers war, gelingt in dem Bildchen „Eisenbahnzug bei Nacht“ (Abb. 8) ein Werk von besonderem Gehalt.

Noch ganz in die Gefühlssphäre und die Naturverbundenheit der Spätromantik getaucht gleicht diese Sekundärbahn auf verlorenem Nebengleis eher einer als Eisenbahn maskierten Postkutsche als der „raumüberwindenden“ Maschine des 20. Jahrhunderts. Leuchtsignale in der herabsinkenden Nacht, beleuchtete Fenster, rotfarbige Schlußlichter und der Dampf der Lokomotive, ein Feuerwerk für das Gemüt, harmonieren noch mit den ersten Sternen am Himmel, der zwischen Tag und Nacht sich in der Schweben hält.

So kann dieses Bild — es ist 1892 gemalt — zum Symbol einer ganzen Epoche werden, eines Zeitalters des Überganges zwischen Romantik und Maschine, voll kultureller Dissonanzen und Unsicherheiten, doch voller Verheissungen einer neuen Malkultur.



# Meinen Söhnen gewidmet

Gedicht von Ilse Molzahn

Söhne,  
zwischen euch  
werde ich einst wie in einem Walde schreiten,  
Eure runden Schultern,  
die jetzt zärtlich neben meinen Hüften gleiten,  
werden sich wie Wipfel über meinen Scheitel breiten.

Meine Ohren, die jetzt ängstlich über euren Herzen wachen,  
werden an den Stämmen ruhen,  
freudebebend lauschen dem Gesang der Säfte  
dem Orchester eurer Lebenskräfte.

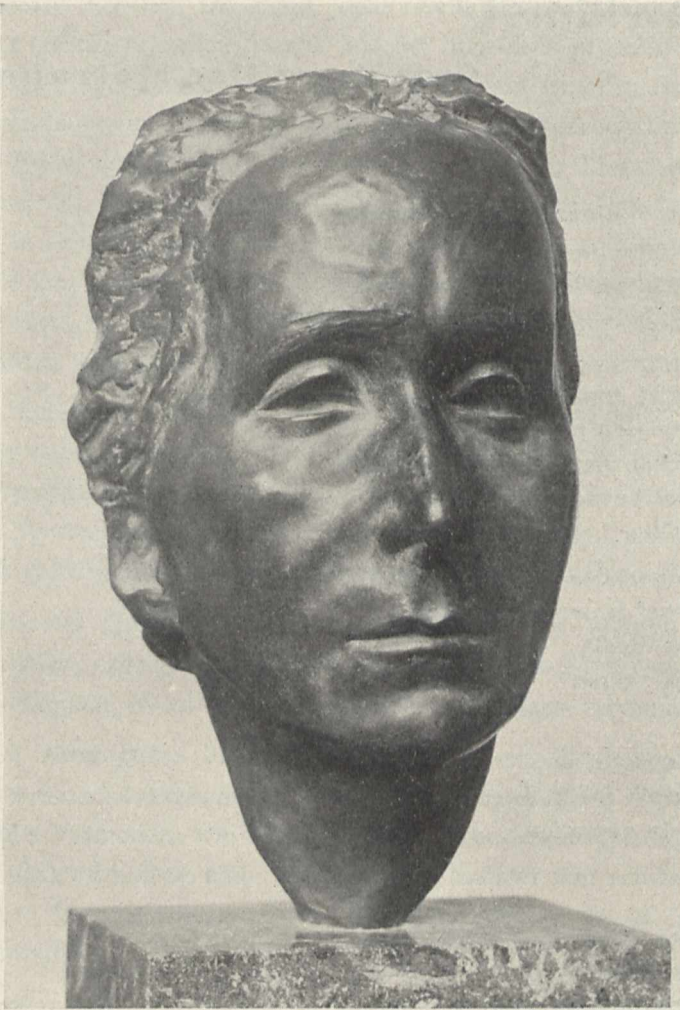
Schauen meine Augen das Gewirre eurer Blätter,  
die Falken und Vögel in euren Zweigen  
dann möchte meine Seele  
sich als erste Geige zeigen!

Ich selber trage die Schatten,  
muß zu euren Wurzeln mich lagern,  
Labyrinthe haben sie gegraben  
tief in mich.

Meine grauen Haare schlinge ich wie Moos  
um die Glätte eurer Rinde.  
Wie zu einem Kinde flüstere ich:  
Söhne! Bäume!  
Wald, der aus den Fluten meines Blutes stieg,  
werdet Schiffe auf dem Ozean der Weiten,  
die wie wilde Vögel ihre Segel breiten,  
hängt meine Seele als Fahne an eure Masten,  
meine Seele, die eure Wiege einst war,  
laßt sie heute an eurer Spitze rasten.  
Laßt sie flattern im Wind,  
in Stürmen zerreißen,  
niedertauchen in den heißen  
Gischt der Meere!

So wild schwingt meine Seele über eurem Gezelt  
trägt sie zurück  
zu den tiefen,  
unendlich geliebten  
heimlichen Feuern der Welt!

1. Georg Ehrlich: Büste  
Frau Tietze-Conrat (Bronze)



Phot. P. Frankenstein

## Die Neuordnung der Wiener Museen

Von E. Tietze-Conrat

Mit der Eröffnung der Modernen Galerie in der Orangerie des Belvedere ist ein wichtiger Abschnitt des breit angelegten Programmes erreicht, das dem neuen Österreich nach dem Umsturz gestellt war. Eine Neuordnung der musealen Verhältnisse Wiens war durch die Verstaatlichung des Kunstbesitzes des kaiserlichen Hauses notwendig geworden; Hof und Staat hatten zum Teil in derselben Richtung gesammelt, in der Hofbibliothek gab es ebenso wie in der erzherzoglichen Albertina Kupferstichkabinette — hier galt es zusammenzulegen; immer unzugänglich gewesene Reichtümer des kaiserlichen Hauses wie die Gobelins, die Teppiche, die Silberkammer, das Mobiliendepot, mußten der Öffentlichkeit erschlossen werden. Die Vereinigung der graphischen Kabinette gestattete Doubletten, die Lockerung des fideikommissarischen Zwanges einzelne Stücke aus dem Depot der Galerie zu verwerten. Die Einnahmen, die auf diese

Weise gewonnen wurden, mußten dank einer Bestimmung des Friedensvertrages wieder den Museen zugute kommen: sie dienten der Errichtung neuer Museen und der Ausgestaltung der alten.

Das Obere Belvedere, das der Thronfolger nur wenige Jahre vor seiner Ermordung sich zur Wohnung adaptiert hatte, das Untere Belvedere, das zur gleichen Zeit zwischen Scherwänden und Einbauten die Anfänge einer modernen Galerie zu Gaste hatte, die alte Orangerie, im rechten Winkel daran angeschlossen, alle drei Gebäude in einer einzigartigen architektonisch-landschaftlichen Zusammenfassung, die sich als letzten Prospekt an den Terrassengarten das Häusermeer mit dem Stephansturm über dem hochschultrigen Dach und dem Kahlenberg holte —, dieser ganze großartige Komplex, Schöpfung des genialen Barockarchitekten J. L. von Hildebrandt für den Prinzen Eugen von Savoyen, wurde für das neue Programm herangezogen: hier sollte das Museum für österreichische Kunst geschaffen werden.

Im Kunstgewerbemuseum in Breslau werden die Werke schlesischer Provenienz mit ihren mittelalterlichen Anfängen beginnend gesammelt; in Wien wurde, da es sich darum handelte, die Kontinuität bis in die Gegenwart darzustellen, erst mit dem Barock angefangen. Dieser ist der früheste Stil, der sich zwanglos aus der Gesamtheit der Kunst herauslösen läßt, der ihr seine Eigenart entgegenstellt, mit dieser Eigenart sie bereichert, im Barock erst werden alle Kräfte in einem einzigen gewaltigen Schwung zusammengefaßt, er ist der erste nationale Stil Österreichs geworden, der Ausdruck des Machtgefühls des Staates, wie es dem wieder katholisch gewordenen Staat nach der sieggekrönten Türkenabwehr als Ernte zuteil wurde. Es ist unausweichlich, daß ein Museum des Barocks auf die wichtigsten Objekte im vorhinein verzichten mußte, da diese als Dekoration an die Architektur gebunden sind; in den köstlichen Rahmen des Hildebrandtschen Baues gesetzt, macht sich der Verzicht nicht fühlbar. Aber dieser stilgebundene Rahmen, der im Unteren Belvedere einen Vorteil bot, hat im Oberen Belvedere, dem größten Gebäude des Komplexes, das dem XIX. Jahrhundert gewidmet wurde, einige Schwierigkeiten verursacht. Die Adaptierungen unter dem Thronfolger hatten jedoch so viel von der alten Dekoration beseitigt, daß die meisten Räume ihrem neuen Inhalt untergeordnet werden konnten. Die Galerie des XIX. Jahrhunderts ist im Jahr nach dem Barockmuseum — 1924 — eröffnet worden; der damals vielfach locker gewordene Privatbesitz der vornehmen Bürgerfamilien der Stadt, die Kunst des Vormärzes, die den zweiten nationalen Stil Österreichs darstellt, hat hier eine Stätte gefunden. Keines der deutschen Museen, die seit Lichtwark in Hamburg diese Epoche gleichwertig in ihr internationales Sammelprogramm aufgenommen haben, hat eine ähnliche Fülle und ein ähnliches Niveau vereinigt. Das ist nur recht und billig; Wiener Kunst, Fendi und Schindler, Waldmüller und Alt, Vater und Sohn, müssen in Wien am besten zu sehen sein. Die führenden Meister der außerösterreichischen Malerei brauchten nur in einigen Beispielen gezeigt werden, die eine Art Stimmgabel für die heimische Kunst geben.

Das ist nicht nur kluge Erwägung, es steht auch Resignation dahinter; wie hätte man mit unserem Inflationpapier die Werke des französischen Impressionismus kaufen sollen, mit denen Amerika seine Galerien vollhängt. Aus dem Wiener Privatbesitz aber war kein Bild dieser Art herauszuholen, diese zu erwerben hatte die Generation vor dem Kriege bei uns in unverzeihlicher Weise versäumt. Wenn das Breslauer Museum sich zu einer Schau des französischen

**2. Kokoschka: Bildnis Karl Moll  
(1913)**



**Phot. H. G. Balack**

Impressionismus Leihgaben aus dortigem Privatbesitz erbitten könnte, würde es größeren Erfolg haben.

Die Galerie des XIX. Jahrhunderts schließt an das Barockmuseum an; sie umfaßt nur Werke schon verstorbener Künstler. Die Moderne Galerie (1929) dagegen stellt es sich zur Aufgabe, Kunst der Gegenwart zu sammeln, heimische und ausländische. Diese wieder nur in Beispielen der Führenden; französische Malerei kam hierbei überhaupt zu kurz, die deutsche ist durch eine Auswahl ausgezeichneter Bilder Liebermanns und Corinths repräsentiert. Das persönliche Bekenntnis einer Galerieleitung zur Kunst wird am stärksten zum Ausdruck kommen, wenn die Beschränkung durch Geld und Raum zur knappen Wahl zwingt. So fehlen hier alle jene Richtungen, die das Gesetz über das Naturerlebnis, die Entmaterialisierung über den Reichtum der Form stellen. Die österreichische Malerei der Gegenwart hat zwei Wurzeln, die eine die linear-dekorative, also auf Ausdruck und Geschmack gerichtete Gustav Klimts, die andere ist die nur malerische, die sich über Schuch und Waldmüller bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Klimts Bilder, Landschaften, Bildnisse, Allegorien, schmücken den Hauptsaal der Modernen Galerie; die dekorative Kraft, die ihnen innewohnt, wurde für eine vornehme Raumgestaltung ausgewertet, wie sie dem künstlerischen Schöpfer der „Wiener

**3. Anton Faistauer:  
Bildnis des Dichters  
Hugo von Hofmannsthal**



Phot. H. G. Balack

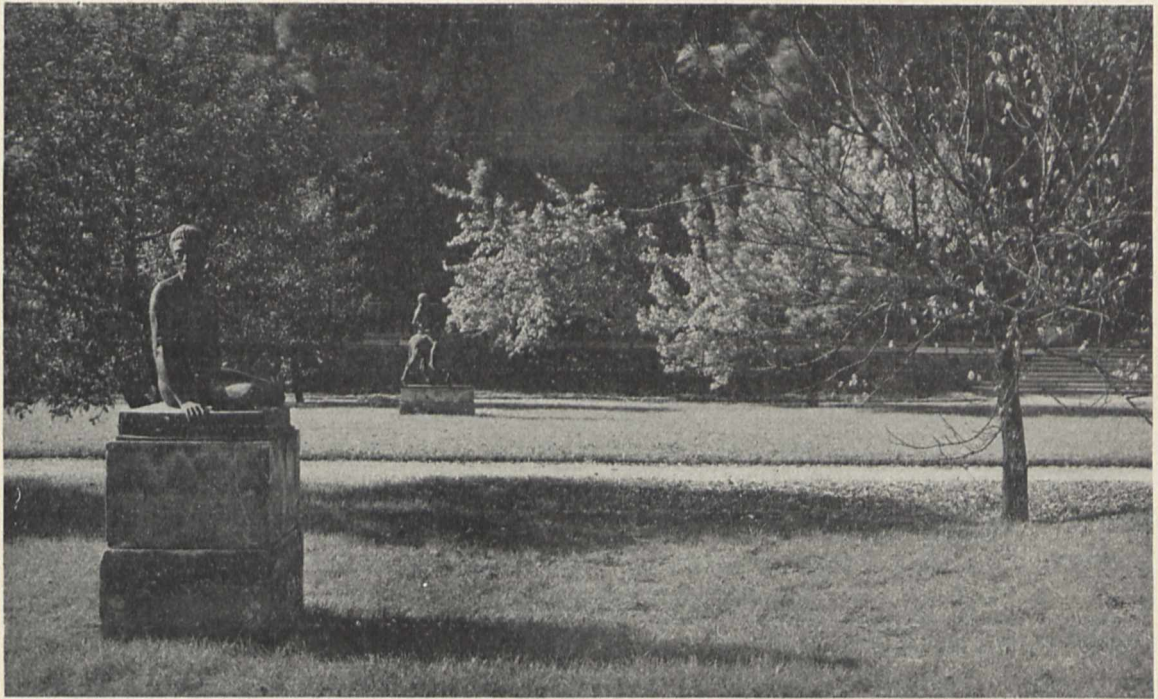
Werkstätte“ zukommt. In dem weiß und mattgold gehaltenen schlicht-festlichen Saal betonen Skulpturen wie edle architektonische Pfeiler die Gliederung; das Hauptwerk „die Medizin“ — Klimt hat es 1901 für die Decke des Festsaales der Wiener Universität gemalt, es wurde aber vom Professorenkollegium abgelehnt —, fassen zwei Bronzestatuen, Richard Strauß von Lederer und ein Frauenbildnis von dem Wiener Bildhauer Georg Ehrlich — seine Familie stammt aus Brieg — ein (Abb. 1). Die Richtung Klimts wird durch den früh verstorbenen Egon Schiele und Oskar Kokoschka (Abb. 2) fortgesetzt. Keines von dessen ausgestellten Bildern ist nach 1913 entstanden; das früheste, Stilleben mit Hammel (Frühjahr 1910) wirkt für uns heute als eine einzigartige Verbindung revolutionärer Eindringlichkeit und jener Klassizität, wie sie jede Kunst gewinnt, die sich durchgesetzt hat. Kokoschka lebte die ersten Nachkriegsjahre in Deutschland, seine Kunst hat sich dort mit Nolde und Corinth auseinandergesetzt, hat sich dann zu einem Internationalismus entwickelt, der deutsche Sonderströmungen für ein allgemeineres Wirkungsziel zurückließ. Wenn Kokoschka auch seit Jahren wieder in Wien wohnt, so lebt er selbst und



4. F. Wiegele: Familienbild

Phot. H. G. Balack

seine Kunst dort ohne Kontakt mit der Heimat und ihrer Kunst. Die Galerieleitung versuchte es in ihrem letzten großen Saal und seinen Annexen durch die Bilder des Deutschmähren Kolig, des Salzburger Faistauer (Abb. 3) und der Kärntner Böckl und Wiegele eine Einheitlichkeit zu erreichen, die wieder an einen österreichischen Stil, wie es das Barock war, denken läßt. Daß solche Einheitlichkeit nur durch Einseitigkeit der Auswahl ermöglicht würde, ist selbstverständlich. Alle Kunst, die sich intensiv mit dem Ausland, vor allem mit Frankreich auseinandersetzt, ist weggeblieben; Naturnähe, innige Sinnlichkeit des Erlebnisses, frische Freude an Farbe, das sind die Grundeigenschaften dieser neuen österreichischen Kunst; ihre Lebenswärme drängt geistige Ausdruckswerte zurück. Es ist eine alpenländische Bodenständigkeit darin, der die morbiden Nuancen der Großstadt fehlen; Wiegele, die vornehmste Begabung, hat seine heimatliche Erdnähe, die sich in dem Jugendwerk von 1911, „Im Walde“, noch kräftig ausspricht, zu den zartesten Abstufungen zergliedert, sein „Familienbild“ (Abb. 4) ist 1927/28 entstanden, es ist 1928 erworben, es ist 1929 bei Eröffnung der Galerie endgültig



**5. Gartenpartie mit den Statuen von Haller (vorn) und Gaul (hinten)**

gehängt worden, es ist aber heute noch unvollendet. Das Werk eines lebenden Künstlers, eines Künstlers in den Jahren des Schaffens (Wiegele ist 1887 geboren!) und unvollendet in einem Museum! Die Leitung trifft kein Vorwurf: der Anfang ist so gut, daß das Bild erworben werden durfte, — dem Künstler fehlte die Kraft, die aufgestellte Qualität durchzuhalten. Ein typisches Schicksal österreichischer Künstler, die so oft nur außerordentliche Versprechungen sind, die sie nicht halten. Die sich vollenden konnten unter ihnen, sind die Frühgestorbenen. Wir sind durch die Räume geschritten, stehen am Ende des langgestreckten Baus. Wir müssen nicht zum Eingang zurück, eine hohe Glastür öffnet sich, wir stehen in dem Garten. Das Rasenparterre ist in Rechtecke und Rondells abgezirkelt, von immergrünen Hecken eingefast, nach dem Süden zu hebt sich eine Terrasse, über ihre Steinbalustrade geht der Blick in die Weite des großen Belvederegartens. Auf dem Parterre aber vor der Orangerie stehen die großen Skulpturen der Sammlung, die Eva von Rodin in der Mittelachse, die Venus von Renoir inmitten eines Wasserbeckens, so wie der Meister sein Werk aufgestellt haben wollte, die gefesselte Freiheit von Maillol, der Lastträger von Meunier. Wege führen um die Rasenflächen, fern genug, die Resonanz ausklingen zu lassen, nahe genug, die Intensität zu erleben. Gauls Eselreiter, Hallers abessinischer Knabe in größerer Ferne lösen sich in ihre landschaftliche Umgebung auf (Abb. 5); Müllners großer Reiter oben auf der Terrasse ist im Fernblick die letzte geformte Silhouette; Stursas Badende an der Hecke wird Gartenskulptur — wie die verwitterten „Gruppi“ es sind, die Prinz Eugens Bildhauer, Stanetti, vor zwei Jahrhunderten für den Belvederegarten oben gearbeitet hat. Hier erst ist das Museum zu Ende; es hat den Anschein, als würde die Kunst hier wieder ihrer lebendigen Aufgabe zugeführt.

## Eine vergessene Lobrede auf Breslau

Quirinus Kuhlmann, 1651 als Kaufmannssohn in Breslau geboren, 1689 in Moskau als Gotteslästerer gefoltert und verbrannt, ist unter den eigenartigen und kühnen Schwärmern und Mystikern der Barockzeit der sonderbarste. Wo man vom Zusammenhang des XVII. Jahrhunderts mit dem Expressionismus spricht, fällt sein Name, wo es um den Zusammenhang zwischen sprachschöpferischer und religiös-fanatischer Leistung geht, wird auf seinen „Kühlpsalter“ verwiesen, wo man sich müht, die Anfänge moderner Erlebnisdichtung unter dem Wust geschwätziger Gebrauchspoesie zu erfassen, muß man auf seine Dichtung zurückgreifen. Kuhlmanns ruheloses Leben zwischen dem Balkan, Holland und Rußland, sein fanatisches und schwärmerisches Verfechten des religiösen Gedankens, sein Bewußtsein, berufen zu sein, das tausendjährige Reich heraufzuführen, das mag man, wenn man will, als pathologisch bezeichnen. Dennoch wird dem Historiker des XVII. Jahrhunderts Kuhlmann im Mittelpunkt stehen müssen, weil „dies Leben ein ergreifendes Bemühen gewesen ist, apokalyptische Träume, die andere träumten, wahr zu gestalten, Apokalyptiker zu sein“ (so Peuckert in: Schlesische Lebensbilder, Band III, 139 f.). Über Kuhlmanns mystischem Schrifttum sind einige Veröffentlichungen mehr ephemerer Bedeutung so gut wie ganz vergessen worden, unter ihnen ein Jugendwerk: Quirin Kuhlmanns Breßlauer, Lehrreicher Geschicht-Herold oder Freudige und traurige Begebenheiten Hoher und Nidriger Personen: Welche Theils nach der neuvermehrten Wunderart des weltberuffenen Athanasius Kirchers vorgetragen; Theils mit merkwürdigen Erzehlungen Kernsprüchen Hofreden; alles aber nach seiner Eigenerfindung aufgesetzt worden: Ausgesendet an einen Hochädlen Gestrengen Rath der Kaiserl. und Königlichen Hauptstadt BRESLAW. — Jena. Verlegt Johann Meyer 1673.

Der starke Band, der schon darum interessant ist, weil er eine Anzahl Gedichte und ein Verzeichnis der von Kuhlmann für seine Anekdotensammlung benutzten Autoren enthält, beginnt mit einem „Demüthigstgewidmeten Pflicht- und Zueignungsschreiben“, an „Hochädle Gestrenge Herren Hellblitzende Staats- und Rathsterne Unsers Vaterlandes!“, womit wesentlich die Mitglieder des Breslauer Rates gemeint sind. Aus dieser Zueignung, die eine Lobpreisung Breslaus darstellt, folgen hier einige bezeichnende Abschnitte.

Werner Milch

Ich bin in diser Prachtstadt geboren, meine erste Kindheit hat die ädlen Breßlauerlüfte genossen; di Jugend darinnen aller Wissenschaften Mandelränke geschmecket, ja meine Lippen in sich di Perlensäffte der anmutreichen Schlesiensprache gesogen, welche, wi si unter den Hochteutschen Mundarten keiner den Königszepter lasset, auch hinführo noch schwerlicher lassen sol; also in dem Breßlauergebiete ihren Thronitz erwählet.

Zwar Rom kan mit Latein vor allen Völckern prahlen:

Jdoch Breßlauer Teutsch mag jenes Glantz entstrahlen.

Das Breßlau heisset eine Großmächtigste Kaiserinn Schlesischer Städte, eine gewaltige Königin des Teutschlandes und eine Prinzessin Europens, das andere eine Säugerinn aller Künste, andere eine Lust Teutscher Erden; andere eine Perle und Kleinod der Länder; andere ein Edelgesteine im Schlesierringe; andere ein Auszug schönster Zirlikeiten, und zirlichster Schönheiten; andere eine Pflagemutter holdseliger Wissenschaften; andere anders betitteln. Es ist inner 900. Jahren zu einer so grossen Macht gelanget, daß es durch blosses Schrecken, welches di schönste Sigesart billichst jener Römer nennet, der Feinde Anschläge überzwungen, und also bis hiher unüberwindlich gewesen.

Solche Glückseligkeit aber hat mein Breßlau, nechst Gott, das gröseste Eurer und Euer Vorfahren hochkluger Obsicht, O Hellglänzende Breßlauerlichte! zu danken. Derowegen bitte ich, Hochädle Herren, demüthigst von E. Hochädeln Gestrengigkeiten, daß Si mit frölichen Gesichtsmienen meinen Geschichtherold bewillkommen und mit Ihrer gegen mir sonst gepflegten Freundlichkeit empfangen.



# Eberhard Gothein u. der Breslauer Humboldtverein

Von Professor Julius Schiff

Als Eberhard Gothein, der hervorragende Forscher auf den Gebieten der Nationalökonomie und Kulturgeschichte, nach einem langen und erfolgreichen Leben im Jahre 1923 starb, hat mehr als der Osten unseres Vaterlandes Westdeutschland ihn für sich in Anspruch genommen und sein Andenken gefeiert. Es war dies verständlich, denn von 1883 bis zu seinem Tode, also vierzig Jahre lang, hat er als hochangesehener akademischer Lehrer an Hochschulen der Rheingebiete gewirkt, und auch seine nicht minder bedeutsame außeramtliche, auf die Verbreitung wahrer Kultur gerichtete Arbeit hat im wesentlichen unseren Volksgenossen jenseits der Elbe gegolten. Darüber darf aber nicht vergessen werden, daß er geborener Schlesier war, in unserer Provinz die ersten drei Jahrzehnte seines reichen Lebens zugebracht und in Breslau als Schüler des Magdalengymnasiums, als Studierender der Viadrina und schließlich als Privatdozent die Einflüsse und Eindrücke erfahren hat, die für seine Lebensarbeit und Denkart bestimmend wurden. In Neumarkt 1853 als Sohn eines Arztes geboren, verlor er früh die Eltern und wuchs — ebenso wie sein Bruder, der Politiker Georg Gothein — im Hause seines Onkels, des Oberlehrers am Zwingergymnasium Gustav Stenzel, eines von seinen noch lebenden Schülern unvergessenen, auch um die Botanik sehr verdienten Mannes auf. Neben diesem seinem weisen Erzieher nennt er als seine eindruckvollsten und verehrtesten Lehrer Heine, den geistvollen Direktor des Magdalenaueums, und für seine Universitätsjahre den Althistoriker und Geographen Carl Neumann sowie den Philosophen Dilthey. Daneben haben, wie er selbst erzählt — und es möge dies die Überschrift dieses Gedenkblattes rechtfertigen — die ideal gesinnten Männer, die in dem damals noch jugendlichen Breslauer Humboldtverein zusammengeschlossen waren, nicht unwesentlich auf ihn eingewirkt und ihm Anregungen von dauerndem Werte gegeben.

Daß wir die Erinnerung an den schlesischen Landsmann heut, nachdem er bereits acht Jahre nicht mehr unter der Sonne weilt, auffrischen, liegt daran, daß sein ganzes Lebenswerk zu übersehen erst jetzt möglich ist. Wir verdanken dies seiner Gattin Marie Luise Gothein, einer Breslauer Juristentochter, die, ehe sie die Verlobte ihres späteren Gatten wurde, seine Schülerin war, und die — vor allem durch ihre große „Geschichte der Gartenkunst“ — als Schriftstellerin vorteilhaft bekannt ist. Nunmehr hat sie dem Lebensgefährten ein biographisches Denkmal errichtet, das von ihrer verständnisvollen Teilnahme an seinem Streben und Wirken sowie von ihrer Darstellungskunst ein schönes Zeugnis ablegt. Der gut ausgestattete Band ist vor kurzem bei W. Kohlhammer in Stuttgart unter dem Titel „Eberhard Gothein, ein Lebensbild, seinen Briefen nacherzählt von Marie Luise Gothein“ erschienen und besitzt über seinen eigentlichen Zweck hinaus ein sehr allgemeines Interesse.

Von „Volksbildung“ und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse ist heutzutage überall die Rede. Als sich der fünfundzwanzigjährige Eberhard Gothein 1878 in Breslau habilitierte, war dies viel weniger der Fall, ja man hörte damals noch vielfach Stimmen, die alle derartigen Bestrebungen als Beförderung von „Halbbildung“ ablehnten. Was war es, das Gothein in das entgegengesetzte Lager trieb? Wohl eine Eigenschaft, die für ihn charakteristisch war,

nämlich seine menschenfreundliche Gesinnung, derzufolge er es — um mit seinen eigenen Worten zu sprechen — als Pflicht betrachtete, den vielfach vorhandenen „Bildungshunger“ zu befriedigen und überhaupt „zu helfen, wo er konnte“. So schloß er sich denn — ebenso wie es zwei seiner Freunde, gleichfalls junge Gelehrte, der Physiologe Grützner und der Anatom Born, taten — aus eigenem Antrieb dem Humboldtverein an und wurde bald dessen eifrigster Vortragender. Bezeichnend für seinen Standpunkt war, daß einer seiner ersten Vorträge das Thema „über Bildungsunterschiede im Volke, deren Entstehung und mögliche Ausgleichung“ behandelte. Auch sonst lehnte er Gegenwartsfragen nicht ab. Im allgemeinen aber besprach er in seinen Einzelvorträgen und vor allem auch in fortlaufenden Lehrgängen, die er sehr schätzte, Wissenschaftliches, nämlich Fragen aus der politischen und Wirtschaftsgeschichte sowie aus Literatur und Kunst. Auch die gelehrten Forschungen, die ihn damals beschäftigten und die später zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen führten — so „über religiöse Volksbewegungen vor der Reformation“, über „Ignatius Loyola“, über „die Kultur Süditaliens“ usw. — wurden der Volksbildung dienstbar gemacht. Als er mit dem Vorsitz des Vereins betraut wurde, wandte er außerdem einer Neueinrichtung besondere Aufmerksamkeit zu; es waren dies sonntägliche Unterhaltungsabende für junge Leute aus Werkstätten und Fabriken. Hier, wo es sich um die kommende Generation handelte, sah er ein weiteres wichtiges Feld, sich zu betätigen. Wer wäre auch gerade für diese Aufgabe mehr geeignet gewesen als er mit seiner jugendlichen Frische! So widmete er denn längere Zeit hindurch seine Sonntagsabende den jungen Leuten, erzählte ihnen, las ihnen Passendes aus unserer klassischen Dichtung vor und trug so wesentlich dazu bei, sie heranzuziehen und der Straße mit ihren Gefahren fernzuhalten. Übrigens haben diese „Lehrlingsunterhaltungen“ auch nach seinem Weggang weitergeblüht und sind das Vorbild für viele kirchliche und sonstige Jünglingsvereine geworden.

Auf Eberhard Gotheins weiteren Lebensweg, der ihn nacheinander an die Hochschule Karlsruhe und die Universitäten Bonn und Heidelberg führte, kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur gesagt, daß der gereifte und auch der greise Professor niemals den Idealen untreu geworden ist, zu denen sich der jugendliche Privatdozent bekannt hatte. Wie einst in Breslau, wurden seine Vorträge und Lehrgänge, von denen beispielsweise das Frankfurter Hochstift einige veröffentlicht hat, nunmehr im ganzen Westen hochgeschätzt. Später reizte ihn besonders die Aufgabe, die hoch entwickelte Industrie jener Gegenden mit seiner Wissenschaft, der Nationalökonomie, in enge Fühlung zu bringen. Zu diesem Zwecke trat er mit Wort und Schrift für die Begründung von Handelshochschulen ein und nahm an der Organisation solcher mehrfach tätigen Anteil. Hierbei legte er — was wohl auf die Breslauer Erfahrungen zurückgeht — besonderen Wert darauf, mit ihnen auch „volkstümliche Kurse für Handwerker und Arbeiter“ zu verbinden. Auch nach seiner Emeritierung setzte er bis zuletzt seine freie Bildungsarbeit fort. Daß er die Anregung zu dieser ihm sehr befriedigenden Tätigkeit in seiner Breslauer Zeit erhalten hat, sprach er noch dreißig Jahre später in Briefen, aus denen seine Gattin erzählt, aus. Auch habe er gerühmt, so berichtet sie, daß er durch seine „Volksbildung“ die wertvolle Kunst gelernt habe, mit Menschen aller Stände umzugehen. So darf unser Humboldtverein sich wohl rühmen, daß er von Eberhard Gothein nicht nur empfangen, sondern ihm auch gegeben hat.

## Musik

Sich zum Zeittheater bekennen, heißt nicht nur, den Markt nach gangbarer Ware neueren Datums abzusuchen, sondern dem Neuen durch gegenwartbefruchtete Darstellung Geltung zu erzwingen. Das ist der Breslauer Oper mit der Aufführung von Kreneks: „Das Leben des Orest“ gelungen. Ein klarer Vorsatz, eine starke Tat. Kreneks Idee: Die Mythologie von der Straße her gesehen. Entweihung? Für manchen ja. Für viele eine selbstverständliche Perspektive. Ein Zertrümmerer von starkem Geiste hätte den Blick in diese Richtung gezwungen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, abzuirren. Krenek irrt selber ab. Er motiviert anders als die Mythologie, er stellt Vorgänge anders dar, er möchte im Menschlichen bleiben, bei der simplen Argumentation des Alltags, der Straße. Aber Respekt vor den Göttern! Ganz ohne sie geht's doch nicht. Auch nicht ganz ohne Romantik. Hier wird die Geschichte peinlich. Eine Familienzeitschrift wird aufgeschlagen. Der Hirt am Rande des Hügels singt von der „trauten Heimat“, von der Stätte, „wo die Lampe brennt des Abends, wo wir alle dich erwarten, bis du heimkommst, unser aller Trost“. Dieses Abirren zerbricht nicht die Mythologie, sondern die eigne Absicht. Wo sie durchdringt, ist die Szene voller Kraft. Krenek wählt für sein Stück eine historische Bezeichnung (Große Oper), er sucht aber eine neue Form. Der Formungswille ist da, aber nicht die Formfreiheit und darum auch nicht die Formschöpfung. Die Bindungen sind mannigfach. Sie heften sich, wie der Titel sagt, an die „Große Oper“, auch ans Oratorium. Eingefügt sind erzählende Stimmen. Fehlt dem Buch die Einheit, so sucht man sie in der Partitur. Eigentlich ist das töricht. Dem Komponisten Krenek hat der Librettist Krenek die Gleise gezogen. Da gibt's kein Ausweichen. Auf manchen Stationen herrscht Lebendigkeit; Augenblicksimpulse bestimmen den Rhythmus, einen Rhythmus, der das Blut aufpeitscht, der die Kräfte des Theaters zusammenreibt. Was dann geschieht, geschieht ohne Motivierung. Weder Erfahrung noch Psychologie, noch Ethik, noch künstlerische Absichten begründen das Geschehen. Nur das Theater mit seinen unbestimmbaren Kräften wirkt.

Die Breslauer Aufführung hat diese Kräfte frei gemacht und ausgenützt. Darin liegt ihr Wert und ihre symptomatische Bedeutung. Intensive Arbeit ist der Aufführung vorangegangen. Kapellmeister und Regisseur — Oppenheim und Hartmann —

formten Musik und Szene im Sinne des Werkes, die Wirkungsmöglichkeiten nicht nur erfüllend, sondern — hier im guten Sinne zu verstehen — übersteigernd. Hervorstechende Einzelleistungen: Agamemnon (Ventur Singer), Erica Darbo (Elektra), Leo Weith (Orest), Gerd Herm. Andra (Thoas), Rudolf Strelled (Aegisth), Barbara Reitzner (Iphigenie), Herma Kaltner (Thamar). Hohen Lobes würdig Chor und Orchester.

Das Gastspiel einer italienischen Operntruppe behält man um der stilkundigen und stilbewußten Aufführung des „Barbiers von Sevilla“ willen in Erinnerung. Ein entzückender Abend für die Hörer, ein Lehrbeispiel für deutsche Ensembles. In einer Tannhäuseraufführung feierte das Breslauer Publikum das Wiedersehen mit der unvergessenen jugendlich-dramatischen aus der Ära Runge: Maria Rossi. Die poetische und gefühlsstarke Gestaltung der Elisabethpartie wurde bejubelt. Die neue Kallmannoperette „Das Veilchen vom Montmatre“, musikalisch ohne Inspiration und Substanz, stofflich fade, gefällt dank der launigen Wiedergabe — im Mittelpunkt Anni Kunze, Rosel Albach, Artur Heyer, Otto Dewald — den Freunden dieses Genres.

Von einem Kampf um den Fortbestand der Breslauer Oper hört man in diesem Jahre nichts. Der Besuch des Hauses entspricht den Erwartungen, die künstlerische Arbeit verdient Anerkennung, der Opernbetrieb hat sich also durch sich selbst legitimiert. Das erleichtert allen Instanzen die Beantwortung der Schicksalsfrage des Breslauer Stadttheaters. Sein Schicksal ist auch das der Schlesischen Philharmonie. Vorschläge zur Um- und Neugestaltung ihrer künstlerischen und organisatorischen Planwirtschaft haben wir schon gemacht. Wie weit sie beachtet werden, wird die nächste Spielzeit lehren. Die Frage, wie man heut Konzerte, nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form, gestalten soll, um das Publikum anzuziehen, berührt nicht nur die Philharmonie, sondern überhaupt alle Konzertvereinigungen, z. B. auch die Chöre. Die Form des Konzerts ist erstarrt. Der Typus den das 19. Jahrhundert geschaffen hat, herrscht heute noch unumschränkt. Man sieht nicht einmal Ansätze zu einer Anpassung an Zeit und Verhältnisse. Man wartet den Zwang des Bankerotts ab. Rundfunk und Schallplatte haben dem Konzertbetriebe einen erheblichen Teil des Nährbodens genommen. Das wird philisteriös konstatiert, resignierend bedauert, aber nicht zu frucht-

bringender Anregung verwendet. Wann man zu Hause bequem und gut hören kann, sucht man nicht außerhalb auf. Folglich müssen die Konzertvereinigungen das bringen, was Welle und Hartgummi nicht übermitteln können. Und wenn sich solche Stoffe nicht mehr finden lassen, dann gelingt es vielleicht, neue Formen, neue Kombinationen zu schaffen, die dem Begriff „Konzert“ neuen Sinn geben. Es ist möglich, daß man damit ein wenig ins Experimentieren hineinkommt. Aber hat nicht das Theater der Gegenwart durch — allerdings zum Teil geniale — Experimente starke Darstellungswerte gefunden? Ebenso die Architektur. Es kommt darauf an, unter welchen geistigen Strömungen das Experiment steht. Sind diese gesund und kraftvoll, dann werden sie sich fruchtbar auswirken, auch durch Irrtümer.

Die Tatsache, daß auswärtige Blätter von dem Jubiläum einer Breslauer Künstlerin ausführlich Notiz nehmen, rechtfertigt die Beachtung in einem schlesischen Kulturblatte in besondrer Weise. Vor 50 Jahren hat Frau Jettka Finkenstein-Pulvermacher in Darmstadt zum ersten Male die Bühne betreten. Nicht in einer Anfängerrolle, sondern in einer der größten tragenden Partien des dramatischen Altfachs als „Fides“ in Meyerbeers „Prophet“. Die mit einem Schlage eroberte erste Stellung hat die Sängerin auf den Bühnen und in den Konzertsälen Deutschlands jahrzehntelang behauptet. Was war sie Breslau, wo sie durch Verheiratung mit Kapellmeister Benno Pulvermacher ihre zweite Heimat fand? Die heutigen, überhaupt die jüngeren Zeugen ihrer noch immer bedeutungsvollen Tätigkeit kennen nur das pädagogische Wirken der Jubilarin. Unvergessen ist aber das, was die Kunst der seltenen Frau an unmittelbaren Erlebnissen vermittelte. Schönheit der Stimme, gesangliche und musikalische Kultur verbanden sich mit einer im Zeitalter der Spezialitäten kaum noch anzutreffenden Vielseitigkeit der Darstellung. Dazu traten Persönlichkeit und Geistigkeit, eine Geistigkeit, die sich durch Berührung mit großen Künstlern außerordentlich verfeinert hatte. Legendäre Gestalten treten aus der Erinnerung heraus: Brahms, Bruch,

Bülow, Joachim, Nachbaur, Reichmann, de Rezké, Vogl, Sembrich. Mit allen hat Jettka Finkenstein gesungen, von allen Anregung empfangen. So kam sie 1893 nach Breslau, als reife, international berühmte Künstlerin, so wurde sie ein Faktor des schlesischen Musiklebens, auf gesanglichem Gebiete stilbestimmend. Der sich selbstverständlich ergebende autoritative Einfluß verstärkte sich durch die unterrichtliche Tätigkeit, die sie in Gemeinschaft und in künstlerischer Übereinstimmung mit ihrem Gatten entfaltete, und der heute noch besteht.

Die diesjährigen Aufführungen der „Jungen Bühne“ im Stadttheater schlossen mit dem „Jasager“ von Brecht-Weill und dem „Lehrstück“ von Brecht-Hindemith ab. Die Aufführung der Schuloper im Theater, die Übertragung einer internen Schul- und Erziehungsangelegenheit in die nur bedingungsweise interessierte Öffentlichkeit, war ein Experiment, dessen Bedenklichkeit den Verantwortlichen klar vor Augen stand. Dem Beifall nach zu urteilen, ist das Experiment aber gelungen. Die von dem Musiklehrer der Oberrealschule am Nikolaitor, Karl Rönsch, vorbereitete und dirigierte Aufführung machte durch die Sicherheit und Sorgfalt der Wiedergabe starken Eindruck auf die Hörer. Besonders die Leistung des Schülerorchesters wird alle, die noch keine Gelegenheit hatten, in den Schulmusikbetrieb der Gegenwart Einblick zu nehmen, überrascht haben. Über das Werk und seine Bedeutung haben wir uns schon anlässlich früherer Aufführungen ausgesprochen. Brecht-Hindemiths „Lehrstück“ ist vom Publikum nicht recht verstanden worden. Dieselbe Erfahrung hat man anderwärts auch gemacht. Die Autoren stellen sich als mitwirkende aktive Hörer vor. Das Publikum soll mitsingen. Wenn das geschehen soll, dann muß die Hörschaft über ihre Rolle vor der Aufführung genau belehrt werden. Unser Publikum saß dem Bericht, den drei Solisten und der Chor gaben, ziemlich unbeteiligt gegenüber. Man spürte Verblüffung, aber keine Anteilnahme. Dadurch erfüllte die Aufführung nicht ihren Sinn.

*Rudolf Bilke.*

## Bildende Kunst

**Berliner Ausstellungen**  
**Willy Jaeckel — Otto Muellers Graphik**

Die Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste in Berlin zeigt wie üblich das bunte Bild verschiedenster Stilformen, in denen heute in Deutschland gemalt wird. Es geht vom Spätnaturalismus bis zur Sachlichkeit. Jene ältesten Richtungen, deren Hauptrepräsentanten längst dahingegangen sind, können wohl nur noch durch Epigonen vertreten sein. Aber es ist be-

dauerlich, daß man sich selbst bei manchem modernsten Kunstdruck auf geringere Qualitäten beschränkt hat, als es nötig wäre. Freilich finden sich auch einige führende Meister.

Hier ist es besonders dankenswert, daß von mehreren Künstlern Kollektivausstellungen gezeigt werden. Neben Slevogt, de Fiori, Marcks und Beckmann hat

W. Jaeckel:  
Frau mit spanischem Shawl



Lissitzky (Moskau). Entwurf des  
Plakats für die russische Ausstellung  
Zürich 1929

Im Schliesischen Museum für Kunstgewerbe u. Altertümer wurde am 1. Juni eine Ausstellung „Das neue Plakat“ eröffnet, die von Jan Tschichold, München, zusammengestellt wurde. Sie enthält Arbeiten von Arp, Bayer, Cassandre, Cyllax, Burchartz, Deffke, Dixel, Lissitzky, Molzahn, Schawinsky, Schultema, Sutnar, Trump, Tschichold, Zwart und anderen. Die Ausstellung vereinigt Arbeiten von Gestaltern, die eine zeitgemäße Form des Plakats durch Anwendung zeitgemäßer Mittel erstreben. Diese sind: Im reinen Schriftplakat gesetzte an Stelle gezeichneter Schrift, im Bildplakat Fotografie an Stelle der subjektiven Zeichnung (Deutschland) oder geometrisch klarer Aufbau der Fläche (Frankreich). Die zahlenmäßig kleine Gruppe hat bereits seit Jahren allen Gebieten der Werbe stärkste Anregungen gegeben, so daß es an der Zeit schien, ihre Arbeiten in einer geschlossenen Ausstellung zu zeigen.

man dem Schlesier Willy Jaeckel einen größeren Raum zur Verfügung gestellt. Mit den dekorativen Wandbildern für die Bahlsenfabrik und der „Sandgrube“ der Berliner Galerie beginnt die Reihe und setzt sich über dalmatinische und römische Landschaften bis in die jüngste Zeit fort. Das „Hochgebirge“ gehört zu den vollendetsten Arbeiten dieser Art. Getragen von dem gewaltigen Eindruck der erhabenen Bergwelt, die in großartiger Kraft jede Detailbeschaulichkeit ausschließt, hat Jaeckel hier, Palette und Pinselstrich seiner Aufgabe unterordnend, ein Monument von der Urkraft und Gewalt der alles bezwingenden Natur geschaffen.

So großzügig und hingebend, wie er die Landschaft auffaßt, versenkt er sich auch in das Problem des Menschen. Voll gesättigter Kraft sind all diese Frauen in ihren geballten, plastischen Formen. Oft bekommen sie durch die überaus gewagten Verkürzungen — Jaeckel macht sich die Aufgabe nie leicht — etwas Klobiges. Eleganz und Niedlichkeit oder augenfällige Porträtschönheit gibt es nie. Kraftvolle Erotik macht seine Akte und Porträts zu natürlichen Gestalten von urwüchsiger Gesundheit. Da ist ein „Akt, Füße abtrocknend“ in großem Format. Fast zu einer Kugel gerollt, sitzt die stattliche Frauengestalt in einem einfachen Raum. Durch Klarheit des Interieurs und die ruhigen Farben des Hintergrundes wird der Blick ganz auf das Hauptmotiv konzentriert. Fast zu gewagt ist der liegende Frauenkörper „Am Strand“ von 1929. Die merkwürdige Verkürzung der Beine vermag nicht zu überzeugen. Um so schöner ist der liegende „Halbakt“ aus demselben Jahr. Das überaus natürliche, eindrucksvolle Porträt einer jungen Norwegerin von 1931 zeigt, daß Jaeckel der beschrittenen Bahn auch weiterhin treu bleiben wird. Was von Natur und Körper gesagt wurde, gilt auch von der Farbe. Eine Symphonie in Rot ist die „Rote Tänzerin“. Auch der kleine Blumenstrauß, gefüllten Mohn darstellend, und die „Frau mit spanischem Schal“ von 1928 haben wirkungsvolle Farben (siehe Abb.).

An die Reihe der Kollektivausstellungen reiht sich die große Fülle einzelner Arbeiten, unter denen neben Liebermann, Pechstein u. a. manches Beachtliche von Schlesiern auffällt. Zunächst unter den „Alten“ das Brustbild eines blonden Mädchens von Raphael Schuster-Woldan. Wenn es auch in frühimpressionistischem Stil fast wie „Neurokoko“ wirkt, zeigt der Künstler hier doch, daß man auch völlig frei von jedem Zeitgeschehen mit vollendeter Technik und gutem Geschmack recht anziehende Bilder schaffen kann. Weiter findet man das „Bildnis Prof. Gradenwitz“ von Konrad von Kardorff, das als Porträt zu überzeugen vermag. Ebenfalls zu den Älteren muß heute Hans Baluschek gerechnet werden. „Aufgegriffene“ und „Die Kurve“ heißen seine beiden

Bilder. Baluschek bleibt sich immer gleich und kann über ein gewisses Niveau nicht herauskommen. Gut in den Typen und in der Wiedergabe des Gegenständlichen haben diese Arbeiten wohl kulturgeschichtlich tendenziösen Wert, sind aber ohne höhere künstlerische Ambitionen. Interessanter sind zwei Werke von Paul Plontke. Sehr schön in hellen Farben ist ein Blumenstück mit rotem Buch und Krug. Der vielfarbige Hintergrund ist durch pastose weiße Lichter und freie Leinwandflecken bewußt zersetzt. Dadurch wird das ganze Bild überaus leicht. „Dekoratives Bild“ nennt er eine große Komposition mit reichen Farben. In satter Landschaft steht eine halbentkleidete Frau. Im Hintergrund ferne Häuser. Das ganze ist etwas unruhig. Überhaupt liegen Plontke die intimeren Arbeiten mehr. Wolf Röhrich stellt den Hafen von Ascona aus, der seine jüngste Entwicklung verdeutlicht. Die kompakten, dunklen Farbmassen und die blockartige Vereinfachung des Gegenständlichen werden durch lichtetes Blau und Grün im Vordergrund schön ausgewogen. — Unter der vielen Jugend, die hier zu Wort kommt, fällt ein Schlesier Aloys Kowol auf, der einen Bettler ausstellt. Auf einen Krückstock gestützt, beugt er sich vor, die schwieligen Hände bittend erhoben. Die gewagte Stellung, durch den gleichförmig hellen Grund besonders exponiert, ist gut gelungen. Ein vielversprechendes Talent scheint sich hier zum erstenmal zu zeigen. Bei der Jugend findet sich ferner das „Bildnis Bepp“ von Joachim Karsch. Diese vorzügliche Büste ist bestens geehrt: der preußische Staat hat sie angekauft.

Die Galerie Ferdinand Moeller veranstaltet zum Gedächtnis Otto Müllers eine reichhaltige Sonderausstellung seiner Graphik. Das zweite Heft der „Blätter der Galerie Müller“, von P. F. Schmidt eingeleitet, ist diesem Ereignis gewidmet.

Alles trägt somit zur würdigen Gedächtnisfeier bei. Am schönsten natürlich, wenn man die Räume durchschreitet und diese Fülle von Anmut und Schönheit, in bestem künstlerischen Können dargetan, wieder und wieder auf sich wirken läßt. Die Kraft der Symbolik des Leids in dem kleinen Blatt „Zwei Menschen“ ist ergreifend wie ein Motto dieser Gedächtnisausstellung. Eine Pietá von höchster Erhabenheit glaubt man zu sehen. Trotz der häufigen Wiederkehr ähnlicher Themata, der Badenden, der nackten Menschen am Ufer usw., findet sich nirgends eine Wiederholung. Nie ist der Meister langweilig. Freilich hat er auch anderes zu gestalten gewußt. Wir nennen nur die vorzügliche Mappe „Zigeuner“. Man darf wohl sagen, die beste und endgültigste Gestaltung dieses Themas. Schier unendlich ist die Fülle zarter Formen, ist die ständig erneute Freude des Genießenden, der diese Ausstellung durchwandert.

Max Goering.

## Zehn Jahre Universitätsbund Breslau (1921—1931)

Am 20. Mai beging der Universitätsbund Breslau unter Vorsitz von Herrn Dr. P. Schottländer-Hartlieb die Feier seines zehnjährigen Bestehens. Das Gesicht, das der Bund in diesem Jahrzehnt angenommen hat, ist nicht in eine Richtung gebannt, sondern schaut weit aus in mannigfache Fernen. Im Bunde ist die Idee einer großen Kulturgemeinschaft lebendig geworden, deren Ziele von grundsätzlicher Bedeutung sind. Gilt es doch, einmal die Aufgaben der Universität außerhalb des Rahmens staatlicher Verpflichtungen zu fördern, wissenschaftliche Arbeiten schlesischer Universitätslehrer auf allen Gebieten zu unterstützen, die geistige Verbindung zwischen der Universität und allen Ständen der Provinz herzustellen, Erkenntnisse der Wissenschaft und Erfahrungen des praktischen Lebens in Wechselwirkung zu setzen. Dann aber wird hier der Begriff der Landesuniversität in einem tiefen Sinne gefaßt, im Sinne der Zugehörigkeit zur Heimat. Die Arbeit an der Heimat, die vom Bunde geleistet wird, hebt ihn aus lokaler Gebundenheit heraus. Als Vorposten deutscher Kultur im deutschen Grenzland sieht der Universitätsbund eine seiner vornehmsten Aufgaben in der Vertretung der allgemeindeutschen Wissenschaft und in der Anbahnung eines engeren Verhältnisses zu Hochschulen jenseits der Grenzen.

Wie das umfassende Wirkungsprogramm allmählich geworden ist und erfüllt wurde, berichtet der Geschäftsführer des Bundes, Professor Dr. L. Malten, in seiner Festschrift: „Zehn Jahre Universitätsbund Breslau 1921—1931“, bestimmt für die Freunde und Gönner des Bundes. Der Bund verdankt seine Gründung im Jahre 1921 dem damaligen Rektor und späteren I. Vorsitzenden Alfred Gercke († 26. Jan. 1922). Ihm schloß sich eine Reihe von führenden Persönlichkeiten der Universität als Helfer an. In einem Aufruf wandte man sich am 2. Mai an die breitere Öffentlichkeit. Gerckes Energie gelang es, in kurzer Zeit eine größere Zahl (269) von einmaligen Stiftern und dauernden Mitgliedern zu gewinnen. Die Leistungen der ersten Jahre richteten sich in der Hauptsache auf Bereitstellung von Mitteln für wissenschaftliche Arbeiten der Universitätslehrer und auf

Unterstützung wissenschaftlicher Gesellschaften und Institute. Dann aber sah die Geldentwertung der Inflation auch den Universitätsbund unter ihren Opfern. Der Beginn des vierten Geschäftsjahres (1924/25) bedeutete insofern den Beginn eines Wiederaufbaus. Die Leistungen des Bundes bewegten sich fortan in ständig steigender Linie. Das Gebiet erweiterte sich auf Unterstützung deutscher und auslandsdeutscher Kulturarbeit. Eine bedeutende Erweiterung brachte dem Universitätsbund im Jahre 1926 der Anschluß an das seit 1924 von Professor Malten aufgebaute Vortragswesen in Schlesien, das seitdem in Personalunion des Leiters, jedoch als selbständige Institution dem Bunde angegliedert ist\*). Im sechsten Geschäftsjahr (1926/27) verband sich der Bund auf Anregung seines damaligen I. Vorsitzenden Professor Dr. Kornemann mit der Industrie- und Handelskammer Breslau zu gemeinsamen, über den Winter sich ziehenden Vortragsveranstaltungen unter dem Titel „Wissenschaft und Wirtschaft“. Die Leitidee des Bundes sprach sich am klarsten aus in der Sonderveranstaltung des zehnten Geschäftsjahres, der ersten oberschlesischen Universitätsbundwoche in Gleiwitz im April 1930, organisiert von Prof. Malten; ihr soll, sobald wie möglich, eine Woche in einer niederschlesischen Stadt folgen. Der Gedanke von der Wichtigkeit engerer Verbindung mit den Hochschulen des Auslands zeitigte die ungarisch-deutsche Woche in Breslau (Juni/Juli 1929) und eine folgende deutsch-ungarische Woche in Budapest (Oktober 1929), beide geschaffen und geleitet von Prof. Dr. Kornemann. Eine deutsch-griechische Woche ist bereits in Aussicht genommen.

Dem Universitätsbunde Breslau, dem zehnjährigen Geburtstagskind, ist Hilfe aus immer weiteren Kreisen und damit ein erhöhtes Gelingen seiner produktiven Arbeit zu wünschen in dem Sinne der Schlußworte seines ersten Aufrufs: „Zum Segen für unser Vaterland und unsere engere Heimat: litteris et vitae!“

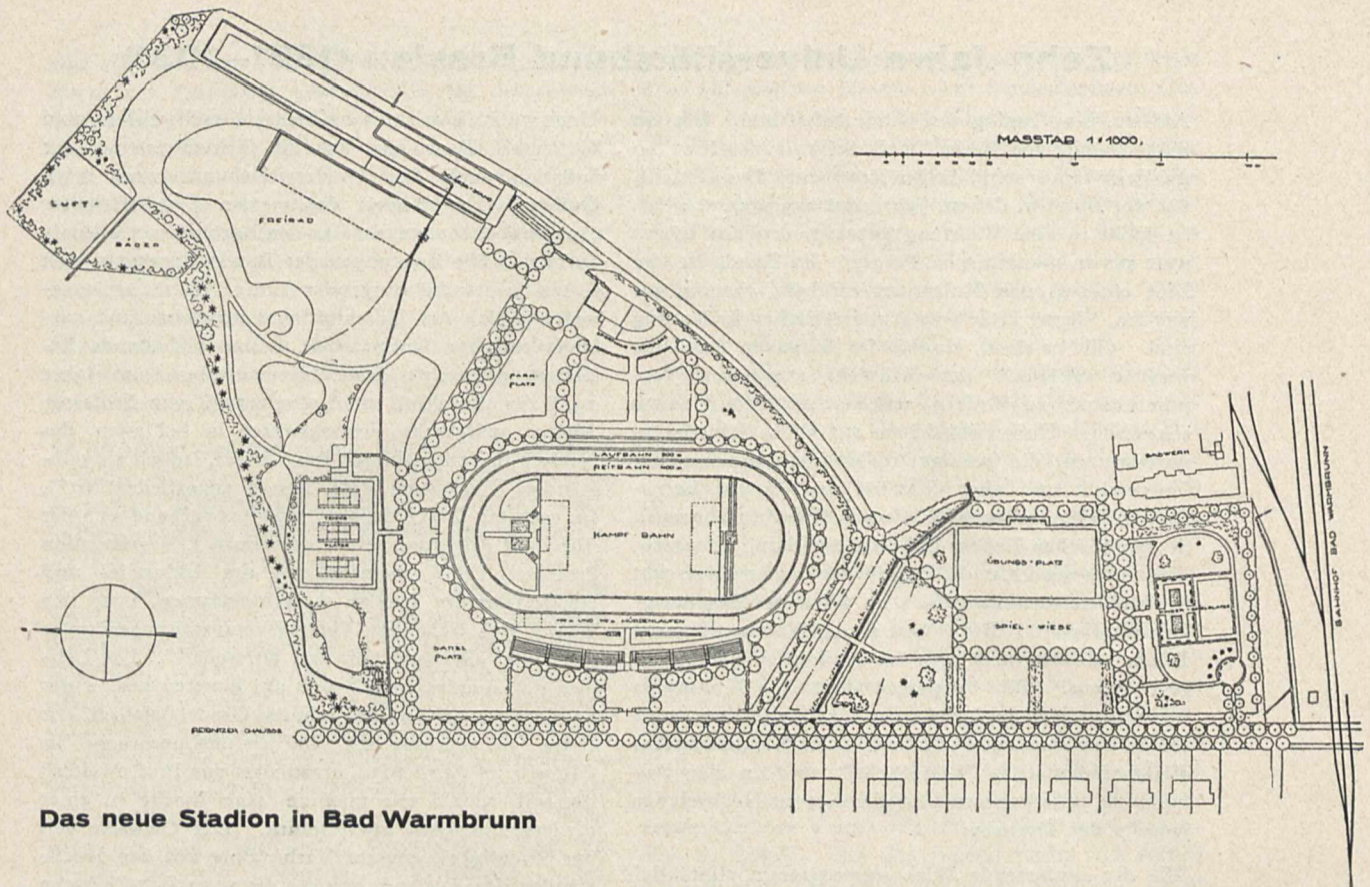
\*) Über das Vortragswesen vgl. Berichte des Leiters, Schlesische Monatshefte 1927, 6, 1928, 5, 1929, 8, 1930, 4, 1931, 5.

## Sport

### Eine neue schlesische Sportstätte in Bad Warmbrunn

Bad Warmbrunn, der „Hirschbergische warme Brunnen“, feierte am 23. Mai sein 650jähriges Jubiläum. Es entspricht ganz der Auffassung unserer Zeit, wenn dabei von rauschenden Festen abgesehen wurde. Das Hauptereignis war die Einweihung einer Stätte,

die für immer der Jugend von Warmbrunn zugute kommen soll, des Warmbrunner Stadions. Kein anderer schlesischer Sportplatz hat eine so schöne Lage: wer sich im Sande des Freibades sonnt, der blickt auf das geschlossene Stadtbild von Warm-



## Das neue Stadion in Bad Warmbrunn

brunn mit den schönen Barocktürmen, und dahinter sieht er, als unvergleichlichen Abschluß, die Bergwand des Riesengebirges. Damit gewinnt Bad Warmbrunn auch für seine Kurgäste eine neue Sehenswürdigkeit und Erholungsstätte. Das Schwimmbad ist schon seit vorigem Jahre eröffnet. Es hat eine mustergültige Kampfbahn mit einer schönen Zuschauertribüne; abgeschlossene Luftbäder für Männer und Frauen schließen sich an.

In diesem Jahre kommt als Erweiterung und Abschluß hinzu die Anlage der Tennis- und Übungsplätze und vor allem die Kampfbahn. Der Plan zeigt die zentrale Lage der Kampfbahn; Laufbahn und Reitbahn werden eingefasst von erhöhten Zuschauerplätzen, im Innern liegt der Fußballplatz, in die freien Abschnitte sind Sprungstätten für Hoch- und Weit-

sprung eingebaut. Wenn der Baumschmuck, den der Plan vorsieht, vorhanden sein wird, dann wird das Warmbrunner Stadion die schönste Sportanlage Schlesiens sein.

Man hatte für die ersten Tage gleich ein großes sportliches Programm vorgesehen. Nach der offiziellen Einweihung am Sonnabend spielte am Sonntag eine Handballmannschaft aus Magdeburg gegen eine einheimische kombinierte Mannschaft, darauf fand ein Fußballspiel des Vereins für Rasensport-Gleiwitz gegen den Deutschen Sportklub-Reichenberg statt. Das Sportprogramm für das ganze Jahr ist bereits aufgestellt. Es wird weiterhin großzügig sein und das Warmbrunner Stadion zum repräsentativen Sportplatz für die Orte des Hirschberger Tales machen.

F. Wenzel.

## Bücher

**Will-Erich Peuckert: Volkskunde des Proletariats I**  
**Aufgang der proletarischen Kultur.** Frankfurt  
 a. M. Neuer Frankfurter Verlag 1931. XII und  
 195 S.

Alle Wissenschaft ist aus der Liebe geboren und lebt aus der Liebe. Je älter freilich eine Wissenschaft, desto größer die Gefahr, daß die Liebe matt wird

unter der bergschweren Last des Gearbeiteten, stets neu zu Erarbeitenden, und im Gedörn der „methodischen“ Bedenken. Wo dagegen ein neues Arbeitsgebiet erobert wird, da pflegt aus der Sprache der Wissenschaft die Liebe noch unmittelbar zu uns zu sprechen. Das ist in Peuckerts schönem Buche der Fall: die Volkskunde, selber noch junge Wissenschaft



und echtes Kind romantischer Liebe zum naturnahen „Volkstum“, hat sich bisher fast ausschließlich mit den Schichten bäuerlicher und kleinbürgerlicher Kultur im Volke beschäftigt, in denen dieses Volkstum am reinsten lebendig schien. Wohl wußte sie, daß ein großer Teil unserer Volksgenossen, die Millionen der Fabrikarbeiter, sich — ähnlich und doch wieder in anderer Weise wie die „Gebildeten“ — in vielem grundsätzlich freigemacht haben, zum mindesten frei fühlen von den alten Bindungen volksmäßigen Daseins und dafür in teilweise neuen Bindungen leben; doch war die „Volkskunde des deutschen Fabrikarbeiters“ bisher Wunsch und Forderung geblieben. Peuckerts Buch ist ein erster Versuch, die Forderung zu erfüllen.

Der erste Band, der bisher allein vorliegt, legt allerdings zunächst nur den geschichtlichen Grund für diese neue „Volkskunde“. Er zeichnet die Entstehung des „Proletariats“ im 19. Jahrhundert, vornehmlich mit Material aus der Entwicklung der schlesischen Leinenfabrikation. Ein erschütterndes Bild: wir sehen den schlesischen Weber nach dem Dreißigjährigen Kriege zunächst in verhältnismäßig gesichertem Dasein auf seiner ländlichen Scholle; wir sehen, wie die nicht immer erfreulichen Einflüsse handwerklich erwerbender „Bildung“ sich mehren; wir lernen die Gründe verstehen, die den Weber veranlassen, sich — vielfach freiwillig — vom Acker zu trennen, um sich als freier Mann ganz seinem einträglichen Hausgewerbe widmen zu können; wir sehen nach der Lösung vom Acker die Not bald beängstigend steigen und erleben es mit, wie endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß von Maschine und Fabrik die Lösung und Auflösung der proletarischen Lebensformen sich schnell vollendet: Verlust der „Heimat“, Gleichgültigkeit gegen Schule und Kirche, Bankrott der alten Ideale, Lockerung aller Sitten, Zerfall der Familie. — Das alles tritt uns aus „amtlichem“ Material, aus Berichten von Augenzeugen, die die Entwicklung in jenen entscheidenden Jahrzehnten miterlebt und beschrieben haben, erschütternd lebendig entgegen. „Und daß sie es vermochten, in einem Chaos menschlichen Niedergangs, wie nie ein Niedergang gewesen ist, sich aufzufangen in Fall und Sturz, daß sie trotz allem den Mut aufbrachten, neu anzufangen, sich eine neue, eigene Kultur zu schaffen — das scheint mir eine Heldentat, die größer ist als manche andere, von denen man in den Büchern liest.“

Es ist nicht schwer, an dem bisher Vorliegenden allerlei grundsätzliche Kritik zu üben: Ist die Grundlage, die sich fast ganz auf die Verhältnisse nur einer Industrie und nur einer preußischen Provinz beschränkt, nicht zu schmal, um das Gebäude einer Volkskunde „des“ Proletariats zu tragen? Ist nicht vielmehr der Entwicklungsgang und auch das Entwicklungsergebnis anderswo — man denke etwa an Zeiß und Krupp — ein wesentlich anderes? Ist das Bild des absoluten

Zerfalls aller alten Bindungen, aus dem sich nachher der „Aufgang der proletarischen Kultur“ als das reine Wunder erheben soll, nicht doch — ungewollt — in pathetisch übertreibenden Farben gemalt? Sind nicht die Reste bäuerlicher und vor allem kleinbürgerlicher Bindungen doch sehr viel stärker, als Peuckert gelten lassen will? — Aber alle diese Fragen und Einwände sind entweder verfrüht (denn ob es tatsächlich eine eigenständige „Volkskunde des Proletariats“ gibt oder nicht, wird erst der zweite Band erweisen müssen), oder sie treffen mehr den vielleicht zuviel verheißenden Titel als die tatsächlich vorliegende Leistung (denn wenn auch vielleicht der Schicksalsweg der schlesischen Weber nicht als typisch für den Schicksalsweg „des“ Proletariats in seiner Gesamtheit gewertet werden darf, so wäre durch die einfache Änderung des Titels in „Volkskunde des schlesischen Fabrikarbeiters“ jener Kritik schon viel Wind aus den Segeln genommen, ohne daß der Inhalt des Buches sich darum zu ändern brauchte).

Jedenfalls läßt sich soviel schon heute sagen: daß Peuckert es unternimmt, die geistige Welt jener aus den alten Volkstumsbindungen zum mindesten weitgehend gelösten Volksschichten zu beschreiben und nach volkskundlichen Methoden zu untersuchen, ist an sich eine Tat, für die ihm die Volkskunde, besonders aber auch, wie mir scheint, seine schlesischen Landsleute zu danken haben: sein Buch ist geeignet, vielen von uns die Augen zu öffnen für das, was in unserer nächsten Nähe geschieht und gelitten wird.

F. Ranke.

**Willy Klawitter: Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens, von den Anfängen bis zum Jahre 1870 bzw. bis zur Gegenwart.** Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. 32. Band. Trewendt u. Granier, Breslau 1930.

Mit dieser Arbeit erwirbt sich der in der Zeitungswissenschaft bereits seit langem bekannte Verfasser ein besonderes Verdienst um die schlesische Geschichte. Heute erwacht überall die Erkenntnis, daß die Erforschung des Zeitungswesens für den Historiker unerlässlich ist. Auch der internationale Historikerkongreß in Oslo hat sich mit dieser Frage beschäftigt. Wie weit die Bereitstellung zeitungswissenschaftlichen Materials zur Tatsache werden wird, läßt sich heute noch nicht übersehen, jedenfalls hat Klawitter durch diese Arbeit das Erstrebte für Schlesien geleistet.

In seiner Einleitung gibt er einen Überblick über die Presse Schlesiens. In ihr spiegelt sich naturgemäß der wechselnde Zustand des politischen, geistigen und kulturellen Lebens wider. Der entscheidende Einschnitt war das Aufhören der Zensur.

Den Hauptteil des Buches nimmt dann der eigentliche Zeitungskatalog ein. In unendlich mühsamer

Arbeit hat der Verfasser alles, was sich über Erscheinungsjahre, Erscheinungsweise, Druckort, Verleger der periodischen Erzeugnisse Schlesiens ermitteln ließ, zusammengestellt. Wer nur flüchtig das Werk in die Hand nimmt, dem wird eine derartige Materialansammlung vielleicht trocken erscheinen, aber bei näherer Betrachtung und bei sinngemäßer Benutzung der zahlreichen sorgsam Register entsteht mit einem Male ein reiches Bild der schlesischen Kultur. Man erstaunt, wie zahlreich die Periodica der schlesischen Landschaft gewesen sind. Besonders stark waren die moralischen Wochenschriften und die literarischen Zeitschriften vertreten. Dem Verfasser gebührt für diese im wahrsten Sinne entsagungsvolle Arbeit wärmster Dank.

Willy Cohn.

**Werner Milch: Karl Hauptmanns Schlesische Sendung.** Verlag Priebratsch, Breslau 1931.

Eine kurze, außerordentlich aufschlußreiche Würdigung Karl Hauptmanns. Werner Milch setzt damit die Reihe seiner Arbeiten über schlesische Dichter fort. Diese Schrift ist aber mehr als eine Fortsetzung, sie ist ein deutlicher Fortschritt. Es ist ihm darin gelungen, in sehr klarer und eindeutiger Weise zu zeigen, was er als das typisch Schlesische des Dichters ansieht: die Seele, die hin und her gerissen wird von dem Zwiespalt zwischen dem Mystiker, der nur in Zungen redet, und dem Dichter, der formen und gestalten muß. Bei Karl Hauptmann bestand dieser Kampf in ganz besonders tragischer Stärke. Man wird die kleine Schrift in tiefer Erschütterung und von Liebe für ihren Helden erfüllt aus der Hand legen.

A. V.

**Hermann Stehr. Über äußeres und inneres Leben.** Horen-Verlag, Leipzig-Berlin 1931.

Der Horen-Verlag legt die Rede, die Hermann Stehr im Juni 1930 als erster Träger des Walther-Rathenau-Preises gehalten hat, in einem geschmackvoll-einfachen Heftchen vor. Diese Rede ist charakteristisch für die Erkenntnis dessen, was einer neueren Betrachtungsweise der Literatur schlesische Eigenart heißt. Was Stehr über das äußere Leben zu sagen weiß, ist eine kluge und bedächtige Übersicht des Mannes, der unter den chaotischen Zuständen der jüngsten Vergangenheit und unter den drückenden Lasten der Gegenwart zu leiden hat, aber wohl weiß, daß weder Klagen noch Rebellion Wert hat, wo es gilt, sich zu bescheiden und mitzuarbeiten. In der Erörterung über das innere Leben spricht Stehr von chinesischer und indischer Philosophie, von Augustinus und Jacob Böhme, von Raum und Zeit und vom Ich. Und doch bleibt über all diesen gelehrten und gelesenen Sätzen das eine bestehen: Die Lehre von der „Seele“, wie Stehr sagt und wie es Carl Hauptmann nannte, jene Auffassung vom Göttlichen im Menschen und von dem „Geheimnis“, das jeder für sich und in sich entdecken müsse. Und wie bei fast allen unter den Schlesiern mündet auch

Stehrs Seelenlehre ins Ethische: Die Einkehr in uns selbst ist für den Grübler und Dichter die Voraussetzung für den Wiederaufstieg Deutschlands. Nur aus der inneren Umkehr des Einzelnen entspringt ihm die schönere Zukunft. Man kann die Rede unbedenklich als ein instruktives Deutungsmittel für Stehrs dichterische Produktion bezeichnen. Aber nicht nur darum; auch als wertvolles Zeugnis einer schönen Gesinnung ist die Rede weiter Verbreitung wert.

W. M.

**Zwei Schlesier des 17. Jahrhunderts.**

**Andreas Scultetus und Johannes Scheffler.**

Der schlesische Dichter Andreas Scultetus ist durch Lessing in die Literaturgeschichte eingeführt worden. Lessing fand 1749 in Wittenberg eine Dichtung des Scultetus, die „österliche Triumphposaune“, die ihm außerordentlich wertvoll erschien, und er machte dieses Werk zusammen mit einer Reihe von später entdeckten Gedichten des Scultetus 1771 der Allgemeinheit zugänglich. Über die Persönlichkeit des Dichters wurde allmählich auch manches bekannt: er stammte aus Bunzlau und besuchte nach einem Liegnitzer Schulaufenthalt von 1639—44 die Prima des Breslauer Elisabeth-Gymnasiums. Während dieser Zeit veröffentlichte er seine Gedichte. Gegen Ende seines Schullaufbahn kam es zu Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Religionslehrer Schlegel; wohl infolge der ihm daraus erwachsenen Unannehmlichkeiten verließ Scultetus die Schule und vertauschte sie, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, mit dem Breslauer Jesuitengymnasium. Kurze Zeit darauf forderte er mit ungewöhnlicher Keckheit seinen früheren Lehrer zu einer Disputation heraus. Die Angelegenheit erregte ungeheures Aufsehen; sie ging von der Schule an den Breslauer Rat, von diesem an den Kaiser und endete damit, daß Scultetus aus Breslau ausgewiesen wurde. Damit schloß früher unsere Kenntnis des Lebenslaufes ab. Das so manche Rätsel aufgebende Dasein und dessen literarischer Ertrag hat neuerdings durch Karl Schindler eine aufschlußreiche Darstellung gefunden. (Der schlesische Barockdichter Andreas Scultetus. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Breslau. M. u. H. Marcus 1930.) Schindler weiß auf Grund sorgfältiger Forschungen den Faden der scheinbar abgebrochenen Lebensgeschichte noch weiter zu spinnen: er weist nach, daß der angeblich Verschollene in den Jesuitenorden eingetreten ist, in Troppau Lehrer am Jesuitenkolleg wurde und hier fünfundzwanzigjährig an den Folgen der Epilepsie gestorben ist. So wichtig diese biographischen Aufschlüsse sind, der eigentliche Wert der Arbeit beruht mehr noch auf den dankenswerten Würdigungen der dichterischen Werke, durch die Scultetus erst die rechte Stelle innerhalb der Literaturentwicklung angewiesen worden ist.

Der junge Forscher, der sich mit dieser Biographie so vorteilhaft in die Wissenschaft eingeführt hat, ist auch mit einer zweiten Arbeit hervorgetreten, die einem nahverwandten Gebiet angehört. Er veröffentlicht eine Auswahl aus Schefflers „Cherubinischem Wandersmann“. (Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann. Ausgewählt und eingeleitet von Karl Schindler. Frankes Buchhandlung. Habelschwerdt o. I.) Die Blumenlese ist geschickt angelegt; verständnisvolle Begleitworte des Herausgebers führen gut in das Wesen des Dichters und seines größten Werkes ein. *G. Ellinger.*

**Emil Ludwig: Geschenke des Lebens.** Ein Rückblick. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1931.

Dieses biographische Buch Emil Ludwigs, wohl des angefeindeten Schriftstellers heutiger Zeit, greift in seinem ersten Teil auf Breslau zurück, den Geburtsort Ludwigs, und dürfte daher in Schlesien besonders interessieren. Es ist ein amüsant und flüssig geschriebenes Buch, in dem Ludwig sein Leben und seine Entwicklung unterhaltend darzustellen weiß. Wir sehen die Geheimnisse seines Schaffens, seine Eigenarten und Widerstände, wir sehen — in dem besten Teil des Buches — eine kleine „Porträtgalerie“ Prominenter aller Nationen, die, mit spitzer, impressionistischer Feder geschildert, ein Stück moderner Geschichte bildhaft macht. *A. L.*

**Ernst Moering: Die Sendung der Volksbühne.**

Gedanken über Grundlagen und Ziele unserer Arbeit. Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G.m.b.H. Der Leiter der Breslauer Volksbüchereien und praktische Mitarbeiter am Aufbau der Volksbühne unternimmt es in vorliegender Schrift, die Grundgedanken der Volksbühnenarbeit herauszustellen. Er gibt in temperamentvoller und anregender Weise Einblick in die Aufgaben und Möglichkeiten der Volksbühne als Zentrum gestaltender Volksbildung, die im heutigen atomisierenden Zeitalter und bei der Polarität des deutschen Volkscharakters dringend notwendig ist. Den Kern der Volksbühnenarbeit bildet das Theater als mächtigster geistiger Faktor, als Stätte des Erlebens und Erkennens. Darüber hinaus erstreckt sich die Arbeit der Volksbühne — immer in engster Verbindung mit Volkshochschule und Volksbüchereien — auch auf die Einrichtung von Autorenabenden, auf die Organisation des Publikums in Singgemeinden, Sprech- und Bewegungschören, Bildgemeinden und eventuell auch Filmgemeinden. Man wünscht der interessanten und überzeugenden Schrift, die mit einer kurzgefaßten Würdigung der speziell für den Aufbau der Breslauer Volksbühne tätigen Kräfte beginnt, daß sie vor allem in die Hände derer gelange, die der Volksbühnenarbeit noch fremd oder gar ablehnend gegenüberstehen. *D. W.*

**Franz Nielaender: Das Brieger Gymnasium.**

1931. Verlag Hugo Süßmann, Brieg.

Professor Franz Nielaender in Brieg, schon lange als ausgezeichnete Silesiaca-Forscher bekannt, hat anlässlich der Vollendung des Umbaus des Brieger Gymnasiums, an dem er wirkt, eine kleine Schrift über die Entwicklung der traditionsreichen Schule veröffentlicht, die in äußerst knapper Form eine Fülle wertvollen Materials enthält. Das Schriftchen unterrichtet über die Geschichte der Anstalt, über Hervorragende unter den Rektoren und Direktoren, den Lehrern und Schülern — und hierbei erscheinen der berühmte Liederdichter Johannes Heermann, Abraham von Franckenberg, Apelles von Löwenstern, Friedrich von Logau und aus späterer Zeit Karl Otfried Müller und der Kölner Dombaumeister Zwirner — erzählt von alten Zeugen wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens und bringt interessante Notizen aus dem Schulleben voriger Jahrhunderte bei. Das Bändchen enthält eine Reihe ausgezeichnet reproduzierender Abbildungen, unter denen eine Anzahl gut photographierter Bilder hervorgehoben werden sollen, die das Gymnasium in seinem heutigen Stande zeigen. *W. M.*

**Die Landwirtschaft der niederschlesischen Oder-niederung in ihrer Entwicklung und heutigen Gestalt.**

Eine Untersuchung, durchgeführt im Auftrage des Oderniederungsausschusses der Landwirtschaftskammer Niederschlesien von **A. Graf v. Stosch**. Veröffentlichungen der Landwirtschaftskammer Niederschlesien, Heft 31. Verlag der Landwirtschaftskammer Niederschlesien, Breslau 1930. 55 S., 10 Abb. u. 1 Karte.

Mit dieser Schrift soll, wie es der Verfasser ausdrücklich betont, nicht etwas Neues geschaffen werden. Sie will vor allem nicht verallgemeinern. Vielmehr ist es ihr Ziel, durch eine zusammenfassende Betrachtung gegebener Verhältnisse und gestützt auf entsprechende Unterlagen den an der Lösung landwirtschaftlicher Fragen interessierten Kreisen mancherlei Anregung zu bieten sowie den der Oderniederung eigentümlichen Produktionsbedingungen gerecht zu werden. Angaben über die Bildung des Flußbettes und die Geologie des Odertales leiten die Besprechung der Wasserverhältnisse Schlesiens, vornehmlich der Oder, ein. Für alle an unserem Strome wirtschaftlich Interessierten sind die klimatischen, geographischen und hydrographischen Voraussetzungen ungünstig. Aber diese natürlichen Schwierigkeiten werden noch erhöht, wenn man an die Lösung der wasserbaulichen Aufgaben herangeht. Hier gibt die Abhandlung schlaglichtartig über die ganz verschiedenen Belange von Landwirtschaft und Schifffahrt Aufschluß. Ein engeres Kapitel ist dem jede Landeskultur erschwerendem Verhalten des schweren Alluvialbodens zum Wasser und der Anlage von Meliorationen gewidmet. — Zahlreiche historische

und kulturgeschichtliche Einzelheiten machen die Lektüre des kleinen Buches unterhaltend. Die lange Geschichte der periodischen Oderhochwasser, die oft bis in unsere Tage — wie z. B. 1926 — zur Katastrophe ausarteten, und die Entwicklung der Deicharbeiten und -verbände ziehen am Leser kurz vorbei. Nachdem sich die in die Eindeichungen gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt hatten, will man jetzt wieder die ganz schweren unter Druckwasser leidenden Böden aufforsten. Die Ernteerträge der schlesischen Oderniederung stehen erheblich unter denen der schlesischen Schwarzerdegebiete, während für diese niedrigeren Ernten obendrein ein viel höherer Kapital- und Arbeitsaufwand benötigt wird. Jedoch hat man mit Viehkoppeln gute Erfahrungen gemacht. In besonderen Abschnitten wird auf die sehr schwierige Bodenbearbeitung, die Unkrautvertilgung und Düngung eingegangen. Der Verfasser, der im Auftrage der Landwirtschaftskammer die niederschlesische Oderniederung eingehend bereisen und untersuchen konnte, hat es verstanden, in verhältnismäßig knapper Darstellung die Wirkungen des Stromes und der Strombauten auf die Scholle und die rasch wechselnden Grundlagen für eine geordnete, erfolgreiche Betriebsführung eines Landgutes in dieser Gegend klar zu kennzeichnen.

*Wolfgang Hintze.*

**Die betriebswirtschaftliche Bedeutung des Grünlandes für die Grafschaft Glatz** mit besonderer Berücksichtigung der bäuerlichen und kleinbäuerlichen Betriebe. Von **Karl Dürken**. Veröffentlichungen der Landwirtschaftskammer Niederschlesien, Heft 30. Verlag der Landwirtschaftskammer Niederschlesien, Breslau 1930. 78 S.

Die Arbeit beabsichtigt, an der Förderung der Grünlandbewegung und einer den Grünlandgedanken anerkennenden Beurteilung mitzuwirken. Im besonderen gelten die Ausführungen den drei Kreisen Schlesiens, welche die Grafschaft Glatz bilden. Die Vorteile des Grünlandes, die, vom tierzüchterischen Standpunkte aus gesehen, unbestritten sind, erfahren eine Betrachtung hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Betriebsorganisation bäuerlicher Landgüter. Über 82 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche entfallen im Gebirgslande, jedoch nur etwa 63 % in der übrigen Provinz auf Bauernland. Der allgemeine Teil der Schrift behandelt die natürlichen Boden- und Wirtschaftsverhältnisse der Grafschaft. Mannigfache, stark wechselnde Gebirgsformationen mit einer durchschnittlichen Höhenlage von 400—600 m, steile Hänge, viele Gewässer, eine jährliche Regenhöhe von 600 bis 1200 mm, häufige Unwetterkatastrophen kennzeichnen Scholle und Klima. Weithin beträgt die Vegetationszeit für angebaute Saaten nur 5—6 Monate. In einem leider recht knappen geschichtlichen Abschnitt versucht der Verfasser durch Hinweise auf die Ver-

gangenheit der Belebung des Grünlandgedankens in der Gegenwart und für die Zukunft zu nützen. Nach älteren Berichten war wegen der Viehzucht als wichtigstem Zweige der Betriebe starker Futterbau erforderlich. Trotz der Vermehrung der Viehbestände — mit Ausnahme der Schafe — verringerte man die Wiesen und Viehweiden, wodurch die Futterbeschaffung stark eingeengt wurde. Hier können nach seinem Dafürhalten nur Grünlandflächen als zuverlässige Futterbasis abhelfen. Die Absatzmöglichkeiten insbesondere für tierische Erzeugnisse sind dank der bekannten Bäder, des lebhaften Fremdenverkehrs und des Neuroder Bergbaus gut. Auch bestehen bereits 24 Molkereien, deren Vermehrung zu erwarten ist. Der spezielle Teil der Abhandlung gibt über 28 zur Untersuchung herangezogene Betriebe Aufschluß. Für exakte Rentabilitätsberechnungen fehlen freilich die erforderlichen buchführungsmäßigen Unterlagen. Mancherorts vermag man dem Verfasser nicht ganz zu folgen; wenn z. B. auf S. 29/30 die Erträge von je 1 ha Roggenacker und Weidefläche verglichen werden, so muß dabei beachtet werden, daß durch ein Fallen des Milchpreises um nur 3 Pfg. je Liter. — die Milch müßte dann immerhin noch 17 Pfg. je Ltr. einbringen — im angeführten Beispiel der Weiderohertrag, der bisher um 40 RM. über dem Ertrage des Roggens lag, bereits um 5 RM. unter den Roggenertrag sinken würde. Nach einer kurzen Zusammenfassung der Momente, die in den Höhenlagen der Grafschaft eine Überlegenheit des Grünlandes vor dem Feldbau bedingen, finden einige Maßnahmen zur Förderung und Neuanlage von Grünland Erwähnung. Sie gipfeln in der Forderung besserer Schulung der bäuerlichen Landwirte. Das Buch erfährt durch 8 Lichtbilder und viele Tabellen eine wertvolle Bereicherung. Die Bilder veranschaulichen, mit welch zähem Fleiße die arbeitsfrohe Glatzer Bevölkerung die Feldarbeiten bewerkstelligt. Schlitten, Tragen, Schubkarren und Seilrad müssen die Schwierigkeiten des Geländes überwinden helfen. Wenn auch m. E. der Verfasser mitunter das Problem der Grünlandbewegung etwas zu optimistisch auffaßt, so ist es ihm doch gelungen, zahlreiche Vorteile, die das Grünland für die gesamte Organisation eines Betriebes etwa durch Arbeitersparnis und -verteilung, Senkung der Produktionskosten, Steigerung der Milchmengen und des Lebendgewichtszuwachses bietet, darzustellen.

*Wolfgang Hintze.*

### **Bücher - Eingänge**

**Michael Fraenkel: Max Ring, das Lebensbild eines oberschlesischen Dichters.** Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

**Otto Danckwardt: Alexander Ettenburg,** der Einsiedler von Hiddensee. Vossische Buchdruckerei, Stralsund. Ettenburg ist in Schlesien geboren.

**Marie Diers: Die große Versuchung,** Roman. Kranz-Verlag, Berlin 1930.

# JUGEND UND HEIMAT

## Geschichten vom Räuberhauptmann Klimczok

Der Verband Deutscher Volksbüchereien in Polen hat kürzlich ein Buch „Sagen der Beskidendeutschen“ herausgebracht — herausgegeben von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski, Verlag Günther Wolff, Plauen i. V. — und damit einen kostbaren Beitrag zur Volkskunde im ostschlesisch-westgalizischen Raume geliefert. Als Probe entnehmen wir dem interessanten Buche ein paar Geschichten vom Räuberhauptmann Klimczok, dessen Gestalt an Schillers Räuber anklingt.

Mit dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges waren seine Schrecken nicht zu Ende. Viele der Stärksten und Mutigsten aus dem verarmten, verwilderten Volke taten sich zu Räuberbanden zusammen und gefährdeten die mühsam wieder hergestellte Ordnung im Lande. Eine solche Bande hatte sich in der Gegend von Bielitz-Biala festgesetzt, ihr Führer war Woytek Klimczok, der erst kürzlich durch Urkunden vom Ende des 17. Jahrhunderts beglaubigt worden ist. Die Geschichte hätte ihn beinahe vergessen; um so kräftiger lebt die Erinnerung an seine Taten in der Sage fort; bringt sie ihn doch schon mit der Gründung von Bielitz in Zusammenhang. Und an den Berg im Süden der Stadt, der seit ungefähr 100 Jahren den Namen Klimczok trägt, knüpft sich eine stattliche Reihe von Geschichten über den berühmten Räuberhauptmann und seine Bande.

Viele sagen, daß der Klimczok aus einem Bielitzer Fürstengeschlecht stammte, daß ihn aber seine Mutter aus irgendeinem Grunde enterbt habe. Im Zorn darüber und aus Haß gegen die höhere Gesellschaft sei er Räuber und Anführer einer Bande geworden. Und dachte sich für reiche und geizige Leute, die er ausraubte, auch immer ganz besondere Strafen aus. Einen Geizhals soll er mit Honig eingeschmiert und ihn dann gebunden im Wald auf einen Ameisenhaufen gesetzt haben.

Die erbeuteten Dukaten verteilte der Klimczok immer unter seine Genossen auf der „Dukatenwies“, einer kaum mehr merkbaren Waldlichtung auf dem Klimczok. — Seinen Leuten muß er übrigens ein guter Hauptmann gewesen sein, und keiner hätte ihn je verraten. Ja, als einmal ein Räuber gefangen und

nach seinem Namen gefragt wurde, gab er sich für seinen Hauptmann aus, obwohl er wußte, daß er als solcher augenblicklich gehenkt würde. Aber im letzten Moment konnte ihn der Klimczok noch befreien.

Auch sonst hat der gefürchtete Oberräuber bedrängten Leuten geholfen: So schenkte er einmal einer armen Frau, die von ihren Kindern im Stich gelassen worden war, viel Geld, und es stellte sich nachher heraus, daß er es diesen reichgewordenen Kindern gestohlen hatte.

Bald danach traf der Klimczok mit einem Förster zusammen, beide erkannten einander sofort, rissen gleichzeitig die Flinten herunter, legten an und schossen. Da aber beide gleichgute Schützen waren, trafen sich die Kugeln in der Mitte und fielen abgeplattet zu Boden.

Durch solche und andere Räuberstückchen wurde Klimczok weithin bekannt: Und da soll einmal, durch seinen Ruf angelockt, der Räuberhauptmann Käsbiel mit seiner ganzen Bande zum Klimczok auf Besuch gekommen sein. Sie feierten ein großes Fest und erzählten einander ihre Taten und Abenteuer. Über den Ausgang dieses Festes gibt es zwei Meinungen: Die einen sagen, Klimczok und Käsbiel seien in Freundschaft auseinander gegangen. Die anderen erzählen, daß es durch die Frage, wer der größere Räuber sei, zu einem Streit kam, der schließlich sogar mit Waffen ausgefochten wurde. — Im Bielitzer Museum ist die Nachbildung eines großen Bildes zu sehen, das die Begegnung der beiden Räuber darstellt.

Nur durch eine List ist es endlich gelungen, den Klimczok zu fangen und unschädlich zu machen: Die einen sagen, daß ihn ein Bauer den Soldaten ausgeliefert hat, andere erzählen, daß die reichen Verwandten des Klimczok ihn einmal zu einem Festessen eingeladen haben und ihn, als er berauscht war, gefangen nahmen. Zu spät kam er darauf, daß auch seine Schwäherschaft seinen Tod wollte.

Übrigens soll dieses ein Mal der Klimczok nur deshalb nicht ausgekommen sein, weil man ihm die richtigen Fesseln anlegte: Stricke und Eisenketten zerriß er, aber als sie ihn mit Bast banden, konnte er nicht mehr loskommen.

# Schlesisches Süssbrot

## So was gibt es noch!

Man sendet uns aus Liegnitz folgende Postkarte, die ein dortiger „Maler“ an seine Kundschaft versendet.

**Ich male was Sie wünschen!**

„Herbstgold“	42 <sup>00</sup>
„Königsee“	30 <sup>00</sup>
„Insel der Seligen“	38 <sup>00</sup>
„Waldesfrieden“	35 <sup>00</sup>
alles Ölgemälde	102 <sup>00</sup> 1/2 1/2 1/2 1/2

Alte Theaterbühnen werden billigst als Ölgemälde.

prachtvolle Motive

Landschaften, Stilleben, Seestück  
Jagdbilder, Porträts, für Klavier  
Schreibtisch, Büffet, Credenz, Bett-  
kimmel. Für Saalbesitzer, Cafés,  
Gastzimmer, Hausflure u. Loggien  
abwaschb. Wachsfarbengemälde.

## Der Doppelverdiener

Zwei Oberschlesier streiten sich. Da schimpft der eine: „Du alter Doppelverdiener.“

Der andere stutzt: „Wieso bin ich ein Doppelverdiener?“

„Du verdienst eine rechts und du verdienst eine links.“

## Kindermund

Im Religionsunterricht erzählt der Dorfschullehrer seinen Allerkleinsten die Geschichte vom ersten Sündenfall. Von allen Bäumen im Garten, so erklärte der Lehrer, durften Adam und Eva essen; nur nicht von dem einen Baume. Nun denkt einmal nach, sagte er zu den Kleinen: Wieso hat wohl der liebe Gott wissen können, daß der Apfel, den Adam und Eva

gegessen haben, gerade von dem einen verbotenen Baume stammte?

Da meldet sich der kleine Fritz und antwortet mit schlauer Miene: „Verleichte hoat er a Griebtsch gefunda!“

## Schlesische Rätsel

Aus einer kürzlich erschienenen Doktorarbeit von Hans Schneider über die „Zeit im Spiegel des lebenden Rätsels, insonderheit des schlesischen Rätsels“ erfahren wir Wissenswertes über die Geschichte und die Besonderheiten des deutschen Rätsels. Wir geben aus dieser Arbeit heut ein paar Proben schlesischer Scherzfragen und Rätsel zum Raten auf:

1. Es sitzen viele kleine Gesellen / In einem engen Ställchen / Es regnet nie, es schneit nie / Es fällt kein Tropfen Tau auf sie / Und sind doch immer naß. / Nun rate, was ist das? (Die Zähne.)
2. Welches ist die längste Straße in Breslau?  
Die Kletschkastraße, denn da ist einer vor sechs Wochen hingegangen und noch nicht zurückgekommen.

## Beim Dukter

A Pauer hullte sich an Roat  
Beim Dukter in 'ner kleenen Stoadt:  
Wie doaf ar — ohne viel zu marn —  
Zuwingsta 80 Joahr kennend warn.  
Nu, su a Moan, dar doo studiert,  
Hott ihn irscht gründlich ausgehiert.  
„Sie rauchen viel? Na, ehrlich sein!“  
„Ock goar nich'! Fällt merr goar nich ein!“  
„Und Alkohol?“ froagt wetter ar.  
„Woas? Fusel, hä? Nu wärsch ock goar!“  
„Und schöne Frau'n? Wie steht's denn da?  
Na immer raus! Man kennt das ja.“  
„A Froovulk, hä, a tälsches Weeb?  
Die Surte haald ich merr vum Leeb!“ —  
Derr Dukter duchte hien und har,  
Dar Foll derschien ihm sonderboar.  
Noort spricht ar plutz: „Herr Patient,  
Sie sind in allem abstinent.  
Sie rauchen, trinken, lieben nicht,  
Auf alles leisten Sie Verzicht! —  
Sie Rindvieh, einziges auf Erden,  
Warum woll'n 80 Jahr' Sie werd'n?“

Gotthard Nitschke.